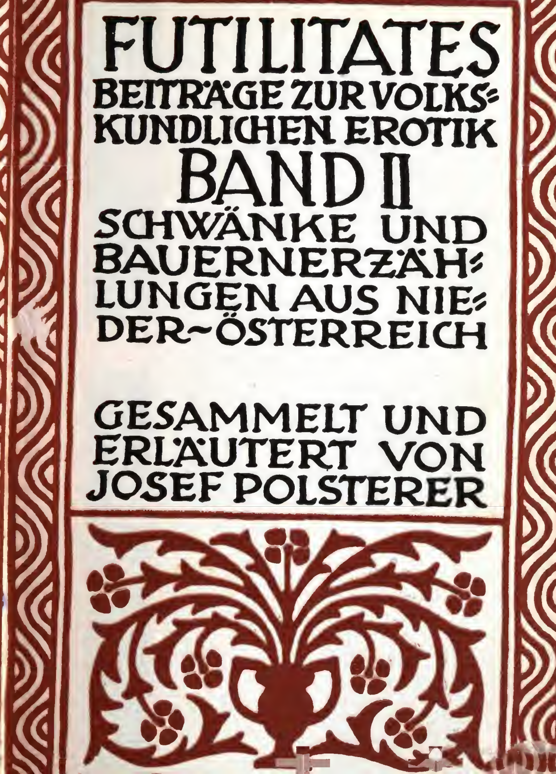





FUTILITATES
BEITRÄGE ZUR VOLKS-
KUNDLICHEN EROTIK
BAND II
SCHWÄNKE UND
BAUERNERZÄH-
LUNGEN AUS NIE-
DER-ÖSTERREICH
GESAMMELT UND
ERLÄUTERT VON
JOSEF POLSTERER

Dieses Buch wurde als Privatdruck in einer einmaligen Auflage von 550 handnummerierten Exemplaren nur für Gelehrte hergestellt, wovon 500 für den Handel bestimmt sind.

Dieses Exemplar erhielt Nr. 

WIEN 1908.

Gedruckt bei Gustav Röttig & Sohn in Ödenburg.

Wer aus dem Bauernvolke selbst hervorgegangen ist oder mit ihm in näherer Berührung steht, wird sich kaum über die Art und Anzahl der hier mitgeteilten Erzählungen wundern, sondern vielmehr bestätigen können, die eine oder andere darunter aus dem Munde des Volkes bereits gehört zu haben. Deshalb glaube ich auch, daß es nicht nötig sein wird, allzuviele Worte über die Einwendungen zu verlieren, die gewöhnlich gegen die Veröffentlichung solcher Geschichten gemacht werden. Da sollen z. B. Stromer und Landstreicher, die Hefe des Volkes und vor allem die durch das Militärleben verrohten Soldaten ganz besonderes Behagen an erotischen Schwänken finden und sogar deren Erfinder sein. Daß die Soldaten als die kraftstrotzende Jugend des Bauernvolkes ihre literarischen Bedürfnisse fast ausschließlich mit Erotik befriedigen und deren Weiterverbreiter sind, ist richtig, daß aber die Stromer und Landstreicher gar die Erfinder sein sollen, diese Ansicht beweist nur, daß derjenige, welcher sie ausspricht, die Landstreicher und den Abschaum des Volkes ebensowenig wie die Bauern kennt, welch letztere als die einzigen Erfinder und Bewahrer dieser Geschichten bezeichnet werden müssen. Denn die Stromer und die Hefe des Großstadtvolkes, die Taugenichtse ohne Beruf, die Pülcher, wie man sie in Wien nennt, und die Zuhälter von Dirnen besitzen wohl einzelne Lieder, aber keine Schwänke mit den

charakteristischen Motiven des Bauernschwankes, sondern bloß Anekdoten, die sich ausschließlich mit der öffentlichen Dirne beschäftigen und in ihrer Art als witzlose, zynische, äußerst gemeine und kurzlebige Augenblickserzeugnisse von jedem, der sich mit Volksliteratur näher beschäftigt, sofort erkannt werden müssen. Ich habe in diesem Bande keine mitgeteilt, obwohl ich auch nicht anstehen würde, dies später zu tun, wenn ich viele erhalten sollte. Wäre nämlich ihr Wert für die Volkskunde auch noch so gering, so würden sie wieder in anderer Beziehung für die Erkenntnis der Großstadtkultur von größerer Bedeutung sein. Aus dem gleichen Grunde bin ich nicht zurückgescheut, bereits hier eine zweite Art von Anekdoten, die sogenannten städtischen Erzählungen oder Großstadtschwänke, wie sie das Volkstum in der Stadt hervorbringt, einzureihen. Wenn auch in mancher Beziehung minderwertig und im Stoffe den Erzählungen der Stromer öfter nahekommend, stimmen sie freilich weniger in ihrem Alter, aber immerhin, wie man aus der Einteilung ersehen wird, in ihren Motiven vielfach mit den Schwänken der Bauern überein.

Wer hingegen die echten und ursprünglichen erotischen Geschichten mit ihren typischen Motiven und ihrer harmlosen, humoristischen Tendenz, die gewöhnlich auf die Verspottung der Männer und Frauen geht, die sich in geschlechtlichen Dingen entweder unerfahren oder äußerst lüstern zeigen, ersonnen, zuerst erzählt und dann weiterverbreitet hat, das war niemals die Hefe des Volkes, sondern das wirkliche Volk auf dem Lande, wie die Schwankbücher des 16. Jahrhunderts, in denen sich schon viele von noch heute weitverbreiteten Schwänken finden, und das Leben rings um uns täglich beweisen.

Und nur Bauern und Bauernabkömmlinge sind es, denen ich meine Sammlung verdanke. Diese alten Landleute, selbst die Frauen, behalten solche Erzählungen infolge des charakteristischen Schlusses und der immer wiederkehrenden typischen Motive leicht im Gedächtnis und teilen sie an langen Winterabenden oder am Sonntag im Wirtshaus den jüngeren Burschen mit, die sie wieder während der gemeinsamen nächtlichen Wanderungen von einem Dorf ins andere unter sich zu größerer Verbreitung bringen. Eine weitere Gelegenheit hiezu bietet das Militär und jeder, der wie ich im Heere gedient hat — und zwar nicht als Einjährig-Freiwilliger — wird bestätigen, daß es gerade die Söhne von Bauern sind, die nach der Retraite die Schwänke, welche sie zuhause gehört haben, zum besten geben, während die Jünglinge aus der Stadt, falls sich solche in der Kompagnie befinden, dabei die passive Rolle der Zuhörer spielen und nichts oder höchstens städtische Anekdoten zu erzählen wissen. Rechnet man weiters die verschiedenen Truppenverschiebungen, die nach allen Richtungen des Reiches erfolgen, hinzu, betrachtet man ferner den Umstand, daß speziell in Österreich die verschiedensten Völker in einer Armee dienen, so ist die Vermittlung der Volkserzählungen erotischer und skatalogischer Art durch die Soldaten allerdings eine noch stärkere als durch die Bauern selbst, kann aber dennoch nur auf Rechnung der aus dem Landvolke hervorgegangenen Soldaten gesetzt werden. Wie also das Bauernmädchen und die bäuerliche Matrone die Träger des keuschen Volksliedes und Märchens sind, so kann der Bauernsohn und bäuerliche Soldat, der doch, Gott sei Dank, nie bis zur Hefe des Volkes herabsinkt, als der hauptsächlichste Träger und Übertrager der volks-

tümlichen Erotik in Lied und Erzählung genannt werden. Daneben spielt dann noch der Handwerksbursche eine Rolle, wie denn gar oft mir gegenüber ein Erzähler bemerkte: „Diese Geschichte habe ich beim Militär gehört", oder: „Das hat man mir auf der Walze erzählt".

Es ist klar, daß der Einfluß einer solchen Vermittlung sich bald auch an den Schwänken selbst zeigen mußte. So werden in manchen derselben, in denen in der Überlieferung des 16. Jahrhunderts Studenten, Bauern, Wirte und Handwerker die Hauptrolle innehaben, heute nur Soldaten, Offiziere und Juden genannt (vgl. die Nummern 1, 27, 28, 43, 61 und 70) und sogar die öffentliche Dirne beginnt, wie Nr. 49 und 52 beweisen, leider infolge des Milieus, in dem sich der Soldat aus dem Bauernstande bewegen muss, sich bemerkbar zu machen und ersetzt vielleicht allmählich das Bauernmädchen. Desgleichen geben die Handwerksburschen durch Einführung eines ihrer Genossen (Nr. 17, 18 und 51) den Geschichten ein besonderes Gepräge.

Wanderburschen und Soldaten kommen indessen später gewöhnlich als Gewerbetreibende oder Handwerker in die Stadt und bringen ihre Scherze in die Werkstatt mit. Kennt sie dann der eine oder andere unter ihnen noch nicht, so merkt er jetzt auf, lacht mit und behält sie im Gedächtnis. Man kann füglich sagen, daß die Volksschwänke die größte Verbreitung von allem, was das Volk ersonnen hat, besitzen. Kein Volkslied, kein Märchen, keine Sage dürfte in so Vieler Munde sein wie der derbe geschlechtliche Schwank. In der Tat ist er in den Kreisen des Volkes neben dem erotischen Witz der einzige Stoff zum Lachen. Gar oft, wenn ich nach Sagen oder Märchen forschte, konnte ich keine Auskunft erhalten, aber bei-

nahe immer, wenn ich nach diesen Dingen fragte. Und daß das Volk immer zum Lachen, zur Lebens- und Genußfreude gestimmt ist, braucht wohl kaum betont zu werden.

Man wird es demnach gleichfalls erklärlich finden, wieso es möglich war, daß ich fast die ganze Sammlung in der Großstadt aufbringen konnte. Ich verdanke sie einer Anzahl von unmittelbaren Bauernabkömmlingen, die eben gezwungen wurden, sich als Handwerker dort ihr Brot zu suchen. Den größten Teil dieser in der Großstadt aufgesammelten Bauernerzählungen erhielt ich von Herrn August Auer, der Platzaufseher bei Baumeister Natzler in Währing ist und aus Weyer in Oberösterreich nahe der Grenze von Niederösterreich stammt, dann als Handwerksgeselle in seinen jungen Jahren in ganz Österreich viel herumgekommen ist und auch Deutschland und Südungarn gesehen hat. Er ist der echte Bauerntypus, ein Mann mit grundehrlichem Gemüte, der daneben nicht geringen Wissensdurst besitzt und in seinen freien Stunden in Zeitungen und naturwissenschaftlichen Büchern, sowie in einer alten, zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gedruckten Lutherbibel fleißig zu lesen pflegt. Das erstaunliche Gedächtnis des Siebzigjährigen hat eine Menge von Liedern und Geschichten bewahrt, die er mir an einigen Abenden zum besten gab und die ich hierauf getreulich niederzuschreiben bemüht war. Neben ihm habe ich Herrn Josef Pruka, Baupolier in Wien-Ottakring, zu nennen, der, in Südböhmen geboren, beim Militär eine stattliche Anzahl echter Volksschwänke zu hören bekam und sie mir ebenfalls mündlich wiedererzählte. Ferner die Herren August Linke, Schlosser in Wien-Ottakring, Franz Sasso, einen ehemaligen Handwerksburschen, der jetzt Tischlergehilfe in

Fünfhaus ist und einige Schwänke in Niederösterreich auf der Walze hörte, Johann Porzer, Schrankenwärter in Floridsdorf und zuletzt Josef Steindl, Bauer in Allentsgschwendt, Bezirk Krems, Niederösterreich. Ihnen allen sei daher an dieser Stelle für ihr freundliches Entgegenkommen nochmals der beste Dank gesagt.

Wie ich nun die Geschichten gehört habe, so habe ich sie auch stofflich genau wiedergegeben, während ich mir hinsichtlich der Form hin und wieder Freiheiten erlaubte. Das Volk erzählt in knappen und kurzen Sätzen mit Wiederholungen, doch ohne jeden Umschweif und ohne jede Ausschmückung. Vor jeder dieser fast aphoristischen Perioden könnte man einen neuen Abschnitt beginnen, so sehr wird das bloß Tatsächliche vom Volke hervorgehoben und stufenweise zur humoristischen Pointe geführt, die, ganz an den Schluß gesetzt, keine weitere Erklärung noch Fortführung duldet. Ich habe diese Erzählungsweise des Volkes nicht immer genau nachgeahmt und vielmehr überall dort, wo behaglichere Breite meinem Gefühle nach der Schilderung oder humoristischen Wirkung keinen Abbruch tun dürfte, mich dieser bedient. Dabei ist die Schreibweise so gewählt, daß auch diejenigen, welche mit der bayrisch-österreichischen Mundart wenig oder gar nicht vertraut sind, sich einigermaßen zurechtfinden können. Die Aussprache philologisch genau wiederzugeben, hielt ich deshalb nicht für nötig, und ich habe mich in diesem Falle entschlossen, lieber inkonsequent als unverständlich zu sein. Desgleichen ist die Mundart überall dort nicht angewendet, wo ich glaube, daß auch die hochdeutsche Darstellung den Anforderungen der Poetik vollkommen gerecht zu werden vermag. Der Dialekt selbst ist der der Waldviertelgegend,

nur eine Geschichte wurde in der Wiener Mundart niedergeschrieben, die nun immer mehr ins flache Land vorzudringen beginnt und ohne Zweifel in späteren Jahrhunderten die Bauernsprache ganz verdrängen wird, während andererseits in der Stadt die Mundart wieder dem Hochdeutschen allmählich weichen muß. Wie nämlich die Stadt schon jetzt politisch und ökonomisch das Land schrittweise erobert, so wird sie es auch in Sitten, Anschauungen und Sprache tun.

Die ganze Sammlung, insbesondere die zweite Abteilung, die schriftlichen Quellen entstammt, soll keineswegs als schlüpfriges Literaturerzeugnis, sondern, wie man bereits aus der Anordnung ersehen wird, als ernste wissenschaftliche Arbeit betrachtet werden, die wieder weitere Anregung zur Forschung und Aufsammlung derartiger Schwänke geben soll. Denn abgesehen von einigen Veröffentlichungen von R. J. Bünker, F. Wernert, K. Reiskel und F. S. Krauss in den Jahrgängen 2 und 3 der „Anthropophyteia“ aus dem Heanzischen, dem Elsaß und Wien, ist noch fast ganz Deutschland und die Schweiz bis heute unvertreten. Jedenfalls wäre es wünschenswert, wenn man sich auch dieser Gegenden annehmen möchte, damit endlich die Kenntnis der erotischen Literatur des Volkes im höheren Maße als bisher gefördert werde.

Da in Kürze ein zweiter Band erscheint, habe ich mir die Anmerkungen für diesen aufgespart; doch soll nicht sosehr auf die Beibringung von Parallelen als auf verschiedene theoretische Erörterungen über die einzelnen Motive das Hauptgewicht gelegt werden.

Wien, im Mai 1907.

I.

Erzählungen.

1.

Die drei Rätsel.

Es waren einmal drei lustige Nonnen, die miteinander durch die Welt wanderten. Dabei waren sie schon sehr viel herumgekommen und hatten mancherlei erlebt, so daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn sie alle Scheu bereits abgelegt hatten, denn sie hatten ja öfter mit Dingen zu tun, mit denen doch sonst nur die Kinder der Welt in Berührung kommen. So geschah es also auch einmal, daß sie eine schmale Brücke zu überschreiten hatten, die man über einen großen und reissenden Fluß gelegt hatte. Als sie aber nahe kamen, mußten sie bemerken, daß die ganze Brücke an beiden Seiten mit männlichen Gliedern belegt war, so daß kaum ein Fußbreit Weges blieb, um hindurchgehen zu können. Das war wohl sehr schlimm, denn als geistliche Personen konnten sie doch nicht über solche höchst unziemliche Sachen einfach hinwegschreiten oder gar ihren Fuß daraufsetzen. Wollten sie dagegen wieder einen anderen Übergang suchen, so mußten sie bemerken, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, das ganze Ufer entlang, soweit sie nur sehen konnten, irgend eine andere Brücke zu finden, und auch über den Fluß selbst zu schreiten, war nicht rätlich, da sie ohne Zweifel in dem schnell dahinbrausenden Wasser hätten ertrinken müssen. Was konnten sie demnach in diesem Falle tun? Sie rieten

darüber wohl lange hin und her, bis schließlich einer von den dreien ein guter Gedanke kam. „Wir heben einfach unsere Röcke in die Höhe", versetzte sie, „dann wird uns schon soviel Platz gemacht werden, damit wir hindurchgehen können."

Und richtig! Sie hoben ihre langen Röcke bis an den Bauch hinauf und zeigten den Schwänzen ihre schwarzen Kätzchen zwischen den Beinen. Da reckte und streckte es sich auf einmal in den beiden Reihen rechts und links und binnen wenigen Minuten standen die Tröster kerzengerade da wie ein Spalier von Soldaten, zwischen welchem nun die Nonnen mit ihren hochaufgehobenen Röcken leicht und sicher hindurchzuschreiten vermochten.

Also hatten sie dieses gefährliche Abenteuer glücklich bestanden und reisten nun fröhlich weiter. Bald hatten sie indessen eine schöne Stadt erreicht, in der es viele Vergnügungen gab, daher sie sofort beschlossen, dort längere Zeit zu verweilen. Sie suchten den vornehmsten Gasthof auf und mieteten das feinste Zimmer im ersten Stockwerke, obwohl sie keinen einzigen Kreuzer Geld bei sich hatten. Freilich wußte dies der Wirt nicht, denn er brachte ihnen alles, wonach sie Verlangen trugen und schrieb nur immer fleißig die Schuld mit der Kreide auf die schwarze Tafel. Befragte er sie hierauf, wer ihn bezahlen werde, so antworteten sie regelmäßig: „Wir haben Euch schon gesagt, Herr Wirt, daß nicht wir, sondern der Obere bezahlen wird." Daß die Nonnen ihn mit dieser Rede einfach zum besten haben wollten, da sie unter dem Oberen niemanden anderen als unseren lieben Herrgott verstanden, konnte sich der Wirt jedoch nicht denken, sondern er hegte den festen Glauben, die

Nonnen meinten den Rittmeister, der im zweiten Stocke seines Gasthofes Wohnung genommen hatte und gleichfalls ein recht lebenslustiger Kerl war. Deshalb stieg er eines Morgens zu ihm hinauf und forderte die hundert Gulden, welche ihm die drei Nonnen bereits schuldeten. Der Rittmeister machte begreiflicherweise große Augen, ließ sich dagegen alles getreulich erzählen und meinte dann lachend zum Wirt: „Bringt mir doch die drei Weiber, damit ich sie kennen lerne; vielleicht kann ich für sie etwas machen.“ Denn er dachte wirklich daran, ihnen die Zeche zu bezahlen, wenn er sie auch als solch fröhliche Kumpane, als er selbst einer war, kennen lernen sollte.

Somit kamen sie und er sprach zu ihnen: „Ihr habt mir alle Eure Schulden, die Ihr beim Wirte gemacht habt, überwälzt, aber Ihr werdet begreifen, daß ich sie Euch erst bezahlen kann, sobald Ihr es Euch durch Euren Witz verdient habt. Darum lege ich jetzt jeder von Euch dreien ein Rätsel vor, das Ihr mir auflösen sollt. Gelingt es Euch, so mag der Wirt hier diese hundert Gulden zur Begleichung Eurer Schuld nehmen, wenn nicht, so mag er Euch unbarmherzig in das finstere Loch stecken lassen. Seid Ihr also damit einverstanden?“ Da sprachen sie ja und freuten sich, daß ihnen der liebe Gott wieder auf so wunderbare Weise aus der Verlegenheit geholfen hat, worauf der Rittmeister gleich die erste fragte: „Ist Dein oberer Mund jünger als Dein unterer?“ — „Er ist jünger“, versetzte sie, „weil er noch keinen Bart hat, während mein unterer bereits einen Backenbart trägt“. — „Das ist gut geantwortet“, entgegnete der Rittmeister und befragte die zweite: „Ist Dein oberer Mund älter als Dein unterer?“ — „Ja, er ist älter“, gab diese wieder zur Antwort, „weil

er Zähne hat und der untere keine besitzt". — „Das ist auch nicht übel gesprochen", meinte der Rittmeister und wandte sich hierauf zur letzten: „Ist dagegen Dein unterer Mund nicht jünger als Dein oberer?" — „Gewiß ist er jünger", erwiderte sie, „denn er ist noch ein Säugling und braucht einen Suzel[1]), während der obere keinen mehr nimmt". — „Du hast so gut geantwortet wie die anderen", sprach nun der Rittmeister zuletzt und lachte. Und da er es ihnen versprochen hatte, den Wirt für sie zu bezahlen, so tat er es auch sogleich und entließ die Nonnen mit den herzlichsten Händedrücken und dem Verlangen, mit so lustigen Weibern noch öfter plaudern zu können, was ihm die drei auch zusagten, die von nun an in der Tat seine häufigsten Gäste und besten Freunde wurden.

[1]) Suzel, zum Stillen von Säuglingen, die unruhig geworden sind, verwendet. Er besteht gewöhnlich aus Biskuitstückchen (sogenannte „Bischkoten"), die in Tüll eingeschlagen und dann in Milch getaucht, den Kindern, damit sie daran saugen können, in den Mund gegeben werden.

2.

Die Schwaben zählen sich.

In Niederösterreich erzählt man die bekannte Geschichte von den Büsumern, die im Meere badeten und dann glaubten, daß einer von ihnen ertrunken wäre, von den Schwaben in folgender Weise:

Einstmals wanderten neun Schwaben durch das Land und kamen auch an einen kleinen Fluß. Da keine Brücke in der Nähe war, so sahen sie sich gezwungen, mit nackten Füßen durchzuwaten. Am andern Ufer angelangt, kam indessen einen die Furcht an, ob nicht beim

Durchschreiten des Flusses einen von ihnen das Wasser hinabgeschwemmt habe. Sie zählten sich also und zählten immer wieder: „Eins, zwei, drei... sechs, sieben, acht!" Weiter kamen sie nicht, denn jeder, der zählte, ließ sich selbst ungezählt, so daß ihrer natürlich immer nur acht, statt neun Schwaben sein konnten.

Ganz verzweifelt darüber setzten sie sich nieder, als plötzlich ein Wanderbursch des Weges kam und sie fragte, warum sie denn gar so heulen. „Wir waren unser neun, bevor wir durch den Fluß hier gingen", erzählten sie ihm, „und haben nun gewiß im Wasser einen verloren, denn wir zählen jetzt nur acht". Der Handwerksbursche lachte nicht wenig, als er dies hörte, da er gleich gesehen hatte, daß es nicht acht, sondern neun Esel waren, die er hier vor sich hatte. Dennoch wollte er sie selbst überzeugen, daß ihrer neun seien und sprach daher zu ihnen: „Ihr müßt nicht gleich verzagen, meine Lieben. Wollt ihr wirklich genau wissen, wieviele Ihr seid, so wird es wohl das Beste sein, wenn Ihr auf dieser Straße hier jeder einen Haufen niederscheißt und sodann je einen Finger hineinsteckt. Zählt Ihr danach die Tupfen, so werdet Ihr aufs bestimmteste erfahren, ob Euer acht oder neun sind".

Diesen Vorschlag fanden denn die Schwaben gut und sie machten der Reihe nach ihre Haufen und steckten den Finger hinein. Wie groß war nun ihre Freude, als sie neun Tupfen zählten! Gerührt fielen sie einander um den Hals, beschenkten reichlich den Burschen und setzten hierauf ihren Weg fort, doppelt froh darüber, daß sie den Mann, den sie solange vermißten, wieder gefunden hatten.

3.

Wie die Schweine leichter geboren werden.

Ein dummer Bauernbursch ist mit der Tochter eines reichen Nachbarn verlobt und macht sie schwanger. Nach einigen Monaten beginnt das Mädchen, das von seinem Zustande keine Ahnung hat, über Schmerzen im Bauche zu klagen und weder ihr Vater noch ihr Geliebter wissen, was ihr fehlt. Da beschließt man, ihren Harn vom Doktor in der Stadt untersuchen zu lassen und der Bursche wird mit einem Fläschchen voll fortgeschickt.

In der Stadt angekommen, begibt sichs aber, daß im Gewirre der großen Straßen unglücklicherweise die Flasche seinen ungeschickten Händen entfällt und der Inhalt aufs Pflaster fließt. Nicht gerade trostlos, doch verwirrt darüber, will er unverrichteter Dinge wieder heimkehren, als ein Trupp Schweine daherkommt, der von einem Treiber geführt wird. „Wie wäre es," denkt er sich plötzlich, „wenn ich mir den Harn eines dieser Tiere nehme und in die Flasche lasse? Es kann doch jedenfalls einerlei sein, ob er von meiner Geliebten ist oder nicht, wenn nur der Doktor einen wirklichen Harn zur Untersuchung bekommt."

Gedacht, getan. Er folgt den Schweinen nach und wartet, bis eines zu harnen beginnt. Da läuft er schnell hin und hält seine Flasche unter, die sich alsbald füllt. Hochbefriedigt geht er hinauf zum Doktor, gibt ihm das Gefäß und erzählt, daß es der Harn seiner Geliebten sei, die über Beschwerden im Bauche klage. Aus dieser Schilderung erkennt der Doktor sofort, daß es sich um eine Schwangerschaft handle, läßt sich aber doch herbei, den Harn ebenfalls genau zu untersuchen und spricht hierauf zum Burschen: „Mein lieber Freund, Ihr dürft nicht

glauben, daß die Sache so einfach ist. Dieser Harn zeigt aufs deutlichste, daß Eure Geliebte schwanger ist und binnen zwei Monaten gebären wird. Aber ich sage Euch aufs bestimmteste, daß sie kein Kind, sondern zwölf Schweine bekommen wird."

Ganz bestürzt über diese Antwort läuft der Bauer nach Hause und kündigt dem Vater des Mädchens an, daß er es nicht mehr heiraten könne, da es schwanger sei und statt eines Kindes zwölf Schweine gebären werde. Inzwischen wolle er jedoch so lange bei der Geliebten ausharren, bis sie ihre schwere Stunde überstanden, weil er selbst neugierig sei, wie die Schweine aussehen, die sie zu erwarten habe. Also bleibt er dort und begibt sich ans Bett des Mädchens, als sich die Wehen einzustellen beginnen. Da hingegen diese so lange währen und das arme Ding dabei fortwährend weint und wimmert, glaubt er, die Schweine verließen nicht gerne den Bauch und wollten lieber darinnen bleiben.

„Was sollen wir nun tun?" fragt ihn deshalb der Vater. „Ich weiß etwas", antwortet der Bursche. „Vielleicht kommen sie heraus, wenn man sie lockt. Ich nehme gesottenes und geschwelltes Korn und werfe es hin. Sie werden es dann spüren und sicherlich hervorkommen, um es zu fressen". Sprichts und nimmt das gesottene und geschwellte Korn, wirft eine Handvoll nach der andern dem Mädchen zwischen die Füße und ruft dabei fortwährend: „Utscherl, Utsch, Utsch!" wie man eben die Schweine herbeizulocken pflegt. Doch es ist alles vergeblich. Trotz des Rufens läßt sich kein einziges Schweinchen erblicken, aber eine halbe Stunde später hat das Mädchen einen gesunden und kräftigen Knaben zur Welt gebracht.

Wie erstaunt da der Dumme, der es anfangs gar nicht begreifen will, sich indessen bald wieder freut, daß er nun, da seine und ihre Ehre gerettet ist, sobald als möglich die Hochzeit mit der glücklichen Mutter des Kindes, das sie anstatt der Schweine geboren hat, feiern kann.

4.

Ein genialer Einfall.

Eine Gesellschaft saß im Grase, da kroch einem Mädchen ein Dreckkäfer in die Fotze. Man brachte es nach Hause und holte den Arzt, der sich lange vergeblich bemühte, das Tier zu entfernen, bis er schließlich den Einfall hatte, ihr einen Haufen auf die Fut zu scheißen. Und richtig, kaum hatte der Käfer den Dreck, sein Element, gespürt, als er auch schon herauskam und das Mädchen von den Schmerzen befreit war.

5.

Eine Wiener Frage.

Wie wird der Böhm am leichtesten zur Welt gebracht? — Man siedet einen Hafen voll Erdäpfel und stellt sie vors Loch, dann schlüpft er von selbst heraus.

6.

Der Traum vom Teufel.

Oan'n Bauern, der a recht a schlafriger Loser[1]) und a groß Simandl[2]) war, hat sei' Weib allweil mit'n Pfaffen betrogen. Oamal is halt wieder der Pfaff bei der Bäurin

glegen und der Bauer, der daneben gschlafen hat, hat oan'n schauerlichen Troam ghabt. I woaß nit, war's 's Knarrezen[3]) und Krammeln[4]) von dem Bett, weil sich dö zwoa so guat unterhalten haben oder dö fürchterliche Erscheining, daß der Bauer af oamal wach worden is. Wie dös d'Bäurin bemirkt, schiabt s' glei 'n Pfaffen ans Eck unter d'Tuchat[5]) und tuat selber als ob s' im besten Schlaf war' und nie in ihr'm Leben a Sünd begangen hätt. „Hörst, Weib," sagt endli der Bauer, wie er sich d'Tramhappigkeit[6]) aus d'Augen g'rippelt ghabt hat, und stößt dabei d'Bäurin mit 'n Ellbogen an, daß s'eahm munter wird, „hörst, was mir hiatzt troamt hat!" — „No, was is's?" schreit sie ganz fuchti und tuat, als ob er s' im besten Schlaf gstört hätt. „Denk Dir, mir is's just vürkämma, als ob der Teufel bei Dir war', und Dir d' Fotz rasieren wollt. I bin aber no' z'recht kämma und hab 'n verjagt. Geh, laß mi' oamal schaun, ob's nit doch wahr is," moant er drauf und greift ihr unter d'Hüll'. „Richtig, eingsoafnt is s' schon!" ruaft er, wie er's ganz naß gspürt und is völli paff, aber a froh, daß er 'n Teufel in seine bösen Absichten no' rechtzeiti abghalten hat.

---

[1]) Loser, ein stiller, etwas beschränkter und nicht allzu rühriger Mensch; [2]) Pantoffelheld; [3]) Knarren; [4]) Knirschen; [5]) Bettdecke; [6]) Traumbefangenheit.

7.

Der Traum vom eigenen Grund.

A Bauer, der mit sein'm Weib in oan'm Bett glegen is, hat oan'n recht oan'n schwoaren Troam ghabt. 'S is eahm grad so vürkämma, als ob er af oan'm weiten Feld

ganz alloa war', aber soviel Bauchzwicken[1]) hätt, daß er sich nit anderscht z'toan gwißt hat, als glei af der Stell sei' leibliche Notdurft z'verrichten. „Wann dös eh mein oagner Grund und Boden is," brummt er dabei, weils eahm so ausgschaut hat, wie wanns wirkli sei' oagner Acker war', wo er gstanden is, „kann mirs wohl neamand verwihrn, daß i hiatzt da mei' leibliche Notdurft verricht." Und weil er natürli drauf a was 'braucht hat, womit er sich ausputzen hätt kinna, hat er halt so nach oan'm Grasbuschen neben eahm 'griffen und gmoant: „Wann dös eh mei oagner Grund und Boden is, wird mir dös a neamand verwihrn kinna, daß i mir den Buschen da a no' nimm." Wie er aber hinlangen und 'n abrupfen will, hats 'n af oamal af der Wang 'brennt, als wie wann er a paar Watschen[2]) kriegt hätt und glei drauf hat er a schon sei' Weib ghört, wie s' 'n angschrian und gfluacht hat: „Du Sau, is's denn nit gnua, dass D' mir af d'Tutt'ln[3]) scheißt, muaßt mir d'Haar' unten a no' dazua ausreißen?"

[1]) Bauchgrimmen; [2]) Ohrfeigen; [3]) Brüste.

8.

Der Himmelstraum.

Nit anderscht is's oan'm Bauern 'gangen, der a mit sein'm Weib in oan'm Bett glegen is. Den hat halt in oaner Nacht tramt, daß er gsturben is und vor der Himmelstür steht und 'n Petrus bitt, er soll 'n einilassen. „No ja," sagt der, „wanns wahr is, wie 's D' sagst, daß D' a versturbener Bauer bist, därfst D' schon eina." Wie er aber drauf zu die Lebenslamperln[1]) geht und schaut, siacht er, daß der Bauer no' lebt und sagt zu eahm: „Mei' liaber

Bauer, mit Dir is's no' nix da heroben, Du bist ja gar nit versturben, denn in Dein'm Lamperl is no' hübsch viel Öl drinn." Der neugierige Bauer schaut natürli a zuchi[2]) und siacht, wie in dem Lamperl daneben aber no' mehr is als in sein'm oagnen. Er fragt 'n himmlischen Pförtner, wem dös bstimmt is und der sagt: „No, wem sonst als dein'm Weib." — „O sapperlot, dö überlebt mi' ja dann no', die alte Fuchtel[3])!" brummt er ganz dasti[4]) und kratzt sich hinter d'Ohrwascheln, „dös war' nit schlecht, dös gibts nit, der Speiteufel muaß früher sterben wie i, sunst hab i mei Lebtag dann gar koa Ruah nit ghabt." Und wie hiatzt der Petrus sich umdraht, tupft er glei mit sein'm Finger ins Lamperl, das sein'm Weib ghört hat und laßt 's Öl davon in sein oagnes tropfen. Er hats aber koane dreimal 'tan, da gspürt er schon af sein'm Gsicht was, dös eahm aus 'm Troam helfen tuat. „Du ölendige Sau," pfnaust und pfnurrt[5]) wie a schiache Katz, die grad oan'n Buckel af 'n Hund macht, sei' Alte und gibt eahm dabei no' a paar Rippenstöß, „i wir' Dir geben, mir mit 'm Finger in der Fotz umz'stieren[6]) und mir 'n dann no' ins Mäul z'stecken!"

[1]) Lebenslämpchen; [2]) hinzu; [3]) Hexe; [4]) kleinlaut. Das Wort wird noch häufiger im Sinne von gefügig gebraucht; [5]) faucht und murrt; [6]) herumwühlen.

9.

Das Rätsel.

Wie Kaiser Josef no' so umanand groast[1]) und 'n koa Mensch nit 'kennt hat, is er halt a oamal bei oan'm Feld vürkämma, wo a Bauer grad sei' Körndl[2]) ausgsat hat. „Was machst denn da?" fragt er und geht zum Bauern

zuchi. „I sa' mei' Körndl, gnädiger Herr“, gibt eahm der zur Antwort. „Und glaubst a, daß D'recht viel Segen haben wirst?“ moant wieder der Kaiser. „No ja“, sagt der Bauer, „dös is a so. Kimmts nämli, so kimmts nit, kimmts aber nit, so kimmts“. — „Was soll dös hoaßen?“ fragt der Kaiser und macht große Augen, weil der Bauer so gspoaßi daherred't. „I mei, dös kann freili der gnädige Herr nit verstehn. Dös hoaßt immer nur, daß wann die Tauben kämman und 's Körndl wegpecken[3]), d' Frucht nit kimmt, daß s' aber kimmt, wann die Tauben nit kämman.“ — „Dös is nit schlecht“, lacht der Kaiser, und weil eahm dös Ratsel so guat gfallen hat, hat er sich vürgnommen, daß er's sein'n Leuten in Wean[4]) verzählen wird. Damit aber, wann s' es nit derraten möchten, koaner mirken sollt, von wem er's ghört hat, gibt er 'n Bauer oan'n Taler und tragt eahm af, daß er ja neamd dös Ratsel verraten därf. „Nur dann“, moant der Kaiser, „wannst[5]) mi' dabei siagst, därfst D'es sagen, sunst aber nit!“ — „Is schon recht“, sagt der Bauer und der Kaiser is wieder weitergangen.

Aft war dagegen a Bedienter dabei, der alles ghört hat, was der Kaiser mit 'n Bauern gred't hat. Wie also später oamal in Wean die Hofleut nach 'n Essen oanander Ratseln aufgeben haben, hat a der Kaiser dös Seine zum besten 'geben und gfragt, ob s' derraten kinnan, was das hoaßt: „Kimmts, so kimmts nit, kimmts aber nit, so kimmts.“ Dö Hofleut haben hin- und herg'raten, haben jeder d'ganze Nacht g'raten, a ganze Wochen g'raten, aber trotzdem hats koaner derraten kinna. Weil s' aber do' gern gscheit sein haben wöllen und 'n Kaiser zoagen haben wöllen, daß s' a no' Ratseln aflösen kinnan, haben sa[6]) sich halt unter die Bedienten umgschaut, ob koaner 'was von dem Ratsel ghört hat. Da soans natürli

bald af den kämma, der damals mit 'n Kaiser beim Bauern gstanden is. Der hat eahna also gsagt, wo der Bauer is und sie soan hing'roast und haben 'n Bauern ausgfragt. Der hat dagegen gmoant, daß er's nur verraten dürft, wann er den Herrn dabei siacht. „No, da schau her, da is er ja; kennst D' denn den Herrn nit?" fragen s' und zoagen eahm oan'n Taler mit 'n Kaiser sein'm Kopf. „I mei, dös war eppa[7]) gar der Kaiser?" ruaft der Bauer ganz derschrocken aus. „Freili war er's! Und wann wir Dir 'n hiatzt so fufzgmal zoagen[8]), so siachst 'n also nit nur oamal, sondern glei fufzgmal vor Dir; und wann dazua alle fufzig Taler Dir ghören, willst uns dann no' nit das Ratsel sagen?" 'M Bauern, der koa Dummer war, hat dös Geld nit wenig gfallen, und weil er sich denkt hat, daß er sich vorm Kaiser a no' wird ausreden kinna, so hat er endlich 'n Hofleuten alles erklärt.

Da soan s' voller Freud nach Wean gfahren und haben 'm Kaiser verkünd't, daß 's Ratsel afglöst haben. Kimmts, so kimmts nit und kimmts nit, so kimmts, dös hoaßt, daß wann dö Tauben kämman, 's Körndl nit kimmt, und daß, wann die Tauben nit afs Feld fliagen und 's Körndl nit wegpecken, d' Frucht im Fruahjahr kimmt. „Dös is richti", moant der Kaiser, aber er denkt sich glei, daß nur der verfluachte Bauer dös Ratsel verraten haben kann. Wie er drum bald danach wieder ins Dorf kämma is, hat er 'n Bauern für sei' Gschwatzigkeit z' Red gstellt. „I kann nix dafür, Herr Kaiser", entschuldigt sich der Bauer, „i hab Ihna ja am Taler vor mir gsehgn und da hab i nit dran denkt, daß i unrecht tua, wann i das Ratsel verrat, weil S' ja selber gsagt haben, i därf's verraten, wann i Ihna dabei siech." — „A guate Ausred is oan'n Taler wert", gibt der Kaiser zur Antwort und

schenkt 'n Bauern a Geldstück. Damit er 'n aber do' straft für 's Ausplaudern, geht er und holt sich fünf alte Weiber, dö 'n Bauern in d' Stuben scheißen sollen.

Der Bauer fahrt s' natürli ganz wild an, wie s' kämmen und dös toan wöllen. „Uns hats ja der Kaiser gschafft, und was der sagt, muaß gschehgn", sagen die Weiber. „Is a recht", moant der Bauer, „wann Eng's der Kaiser selber gschafft hat, kann i freili nix dagegn machen! 'N Kaiser sei' Befehl is 'n Kaiser sei' Befehl! Aber dös oane hat er Eng nit befohlen und dös därf Eng daher hiatzt i befehlen, bevor 's Ös tuats: wann nämli oaner dabei 's Soachen[9]) auskimmt, so derschlag i s'!" Af dös auffi[10]) hat sich selbstverständli koane niederzmachen 'traut und sie soan wieder 'gangen.

Der Kaiser aber hat glacht, wie er davon ghört hat und hat 'm Bauern no 'mal fufzig Taler gschickt, weil er gar a so a gscheiter Mann war.

[1]) gereist; [2]) Same; [3]) aufpicken; [4]) Wien; [5]) wenn du; [6]) sie; [7]) etwa, vielleicht; [8]) fünfzigmal zeigen; [9]) Seichen = mingere; [10]) Auf diese Bedingung hin.

10.

Die Hungersnot im Waldviertel.

Z' Kaiser Josefs Zeiten hats oamal im Waldviertel[1]) a recht a große Hungersnot 'geben. Da haben d'Bauern eahnare[2]) Steuern nit zahlen kinna, weil s' koa Körndl Woaz[3]) am Boden ghabt haben und schon gar koan's am Feld draußt, wo's ausgschaut hat, als ob a groß' Hagelwetter alles zsammgschlagen hätt, so arg war der Mißwachs in dö Jahr'. Aber dö Steuerpachter haben sich trotzdem nit ums Unglück kümmert, sondern oan-

fach 'n Bauern, dö nit zahlen haben kinna, dö Gründ alle weggnumma oder sie gar von Haus und Hof verjagt, je nachdem halt die Schulden waren, dö s' ghabt haben.

No, oan's Tags hat a der seelenguate Kaiser Josef von der Hungersnot ghört und glei befohlen, daß man den Bauern recht viel Körndl und Brot schicken soll und a a Geld, damit s' z'essen haben und eahnare Schulden zahlen kinnan. Das war freili alles sehr schön, aber d' Leut, dö 's Brot 'n Bauern hätten bringen sollen, haben 's z'moast[4]) selber 'gessen und 's Geld, dös s' eahna hätten geben sollen, haben sa sich alles selber ghalten. Was hat da für d'Bauern no' viel übrig bleiben kinna? Dö armen Teufel haben halt fleißi furthungern därfen und soan no' dazua von Haus und Hof verjagt worden.

Aft hat dagegen der Kaiser Josef zur selbigen Zeit wieder a Roas[5]) unternummen und sich vürgnummen, a dabei glei sein'n liaben Waldviertlern nachz'schauen, obs eahna vielleicht do' schon besser geht und obs a alles kriagt haben, was er eahna gschickt hat. Er is aber kam[6]) in d' Gegend kämma, da is eahm schon a woanander[7]) Bauer begegnet, der sich mit sein'm Fürta[8]) just d' Augen ausgwischt hat. „Was hast D' denn?" fragt der Kaiser und bleibt stehn. „I soll d' Steuer zahlen, gnädiger Herr", zaunt[9]) der Bauer, „und wann i dös bis murgen nit kann, will mir der Pachter 'n Hof wegnehmen. Und dazua hab i no' für mi' und meine Kinder koa oanzig's Stückel Brot im Haus." — „Ja, hat Eng denn der Kaiser nit soviel Geld und Brot gschickt, daß 'was z'essen habts und Engare[10]) Schulden zahlen kinnts?" fragt 'n der Kaiser. „A wohl, der Kaiser war' eh a guater Mann, aber seine Leut' da heroben soan dafür schlechter als der

Teuxel selber." — „Und hat Dir der Pachter koan'n Aufschub 'geben, daß D' Deine Schulden zahlen kannst?" — „Nutzt nix, hat alles nix gnutzt, murgen wir' i pfänd't!" — „So probier 's halt no' oamal und bitt um oan'n Aufschub." — „O mei', wie oft hab i dös schon probiert!" — „Wann i Dir aber a bissel beisteh, möchst D'es dann no 'mal toan?" Der Bauer schaut 'n Kaiser großmächti an und der red't weiter: „Du brauchst Di' durchaus nit z'fürchten dabei, hörst? Geh nur hin und bitt um oan'n kloan'n Aufschub von wenigstens oaner Wochen. Und wann s' Dir dös nit bewilligen, so ersuach s' um drei Tag; wann 's Dir dös a wieder nit zuageben, so bitt um oan'n oanzigen Tag; geben s' aber dös a schließli nit zua, so sag nur ruhig, daß s' Di' alle miteinander in'n Arsch lecken kinnan!" — „A na[11]), dös geht do' nit", moant der Bauer und beutelt 'n Kopf. „So los'[12]) nur weiter zua! Hast Du nämli dös gsagt, so brauchst nur bei der Tür aussi z'rennen[13]), da wirst mi draußt schon finden. Und wegen oaner Straf brauchst Di' a net z'sorgen, denn da wir' i schon schaun, daß Dir nix gschiacht." — „Wann 's wahr is und i mi' verlassen därf," sagt der Bauer, „so bin i dabei," grüaßt 'n Kaiser und geht.

No wie wirkli 'n andern Tag der Bauer ins Amtshaus kimmt, fragen 'n dö Herren durt glei, ob er vielleicht zahlen will. „Na," gibt der Bauer zur Antwort, „aber um oan'n kloan'n Aufschub möcht i bitten." — „Was, Aufschub? Nix da!" schreien dö, „heut is der letzte Tag! Mir[14]) haben lang gnua gwart't, hiatzt is's aus!" — „I bitt, nur a Wochen!" — „A nit schlecht, gar a Wochen will er!" — „Alsdann wenigstens drei Tag!" — „Mir handeln nit!" — „So halt nur no' oan'n oanzigen Tag, bitt recht schön, nur no' den oanzigen Tag!" —

„Nit oan'n oanzigen Tag, nit oamal a Stund mehr! Entweder Du zahlst af der Stell, oder Du wirst pfänd't!" — „Also nit? Dann laßts Eng sagen, daß mi' Ös da alle in'n Arsch lecken kinnts, Bagasche!" schreit hiatzt der Bauer zurnig, draht sich schnell um und schaut, daß er beim Tempel aussi kimmt. „Was?" brüllen d' andern, „was hat der gsagt?" und springen von eahnan Stuhl an iader[15]) af und rennen augenblickli 'n Bauern nach, damit s' 'n derwischen und einspirren kinnan.

Draußt is aber schon der Kaiser Josef gstanden mit sein'm aufknöpfelten Rock, unter dem so viele schöne, große goldene und silberne Stern' vüragschaut[16]) haben. Hinter dem hat sich natürli glei der Bauer versteckt, und wie dö aussi grumpelt[17]) soan und 'n Bauern fangen woll'n, stellt sich eahna halt der Kaiser ganz g'mächli entgegen und fragt s' ruhig, warum s' denn af oamal gar so daherfliagen? „Der infame Kerl durt hat uns 's Arschlecken gschafft!" sagt oaner und keucht dabei, daß er kam oan'n Atem kriagt. „So?" moant der Kaiser und lacht, „und is denn dös wirkli gar so dringend, daß Ös eahm alle wie narrisch nachrennen müaßts?"

[1]) Das Viertel oberm Manhartsberg in Niederösterreich; [2]) ihre; [3]) Weizen; [4]) zumeist; [5]) Reise; [6]) kaum; [7]) weinender; [8]) Vortuch, Schürze; [9]) weint; [10]) Eure; [11]) Ach nein; [12]) horche, höre; [13]) hinauslaufen; [14]) Wir; [15]) ein jeder; [16]) hervorgeblinkt; [17]) herausgestürzt.

11.

Die Läuseknicker von der Schmelz.

Zur Zeit Kaiser Josefs lag die Schmelz, das bekannte Exerzierfeld im westlichen Teile Wiens, noch außerhalb

der Stadt. Allerhand Gesindel, Vagabunden und Zigeuner, aber auch arme Leute verschiedenster Herkunft hielten sich damals auf dieser weitreichenden, sanft gegen die Stadt abfallenden Ebene auf und pflegten dort ihre elenden Hütten und Zelte zu errichten. Eines Tages kam auch der Kaiser in diese Gegend und fand einen Mann, der nur mit einigen schmutzigen Lumpen bedeckt, in einer Grube hockte und einen kläglichen Anblick gewährte. Er suchte sich eben Läuse, knickte dann jede einzelne zwischen seinen Daumennägeln und warf sie von sich. Man sah, daß er das Opfer seiner Armut und ein wirklich erbarmungswürdiger Mensch war. Der Kaiser schenkte ihm daher einige Taler, indem er gleichzeitig versprach, ihm abermals etwas zuwenden zu wollen, wenn er später wieder in Not geraten sollte, und ging weiter.

Diesen Auftritt hatte indes ein herumstreichender Spitzbube bemerkt, der sich gleichfalls ein kleines Handgeld von dem freigebigen Manne erhoffte. Rasch hockte er sich darum an den Weg, den der Kaiser kommen mußte und tat, als ob er ebenfalls Läuse suchte. Als der Kaiser bald danach herannahte, war er nicht wenig erstaunt, hier einen zweiten Läuseknicker zu finden, durchschaute im Augenblick die Sache und fragte den Mann, was er hier mache. „Ich suche Läuse," war die Antwort. „Nun denn," erwiderte der Kaiser, „wenn es nichts anderes ist, kann Dir leicht geholfen werden! Dort oben hat soeben ein anderer nicht wenige weggeworfen; wenn Du daher rasch genug bist, so kannst Du sie Dir noch suchen und aufheben!" — Sprachs und entfernte sich, während der Halunke das Nachsehen hatte.

12.

Kaiser Josef und das Naschmarktweib.

In Wean is a großer Obstmarkt, der Naschmarkt haßt und auf der Wieden gleich neben 'n Weanfluß liegt. Durt is a öfter der Kaiser Josef hinkumma und hat sich allerhand kauft. — Amal is halt a a neuchs Standelweib[1]) durtgstanden, die 'n Kaiser net 'kennt[2]) hat. Er hat aber gern mit die Weiber ghandelt und eahna immer weniger geben wollen als s' verlangt haben. Dös war eahm nämli die größte Hetz,[3]) wann s' recht gifti[4]) worden san, aber die meisten haben 'n schon 'kennt[2]) und die Gschicht nimmer ernst gnummen. Die Neuche dagegen, die a ziemlich mäulweite war, hat sich net kla[5]) g'ärgert, wie ihr der Kaiser für 's Obst nur d'Hälfte von dem, was s'gsagt hat, geben hat wollen. Schließli hat s'eahm gar d'Waar aus der Hand gnummen und gmant: „Jetzt haben mer aber ausghandelt! I verschenk ja meine Sachen net! Wann Er ka Geld net hat, soll Er Luft schnappen, notiger Beutel, Er!“ Der Kaiser hat ihr auf dös a über's Mäul fahren wollen, aber dös Weibsbild is hanti[6]) gwest, hat mit d' Händ in der Luft umgfuchtelt[7]), 'n Kaiser an'n Windbeutel ghaßen und allerhand so schöne Namen 'geben, weil s' glaubt hat, daß er a armer Teufel is, der nix zum Beißen und zum Nagen hat. Da hat sich der Kaiser nimmermehr z'helfen gwußt und hat s' halt schließli gfragt, ob s' a waß, mit wem s' a so despektirli reden tuat? „No, mit wem sunst, als mit 'n Herrn von Habenichts!“ — „I bin der Kaiser,“ antwort't der Kaiser Josef drauf und glaubt, daß jetzt das Weib ihr' lose Goschen[8]) endli halten wird. Aber da is er bei derer[9]) schön ankummen! „Was? Hahahaha!“ lacht s' jetzt, was s' nur kann, stemmt ihre Arm' in d' Seiten[10]) und

sagt dann zu die anderen, die neben ihr gstanden san: „Hört 's Eng d e n[11]) an, dös will gar der K a i s e r sein! Geht's, scheißt's eahm a Kranl!"[12])

[1]) Eine neue Höckerin; [2]) gekannt; [3]) Vergnügen; Unterhaltung; [4]) aufgebracht; [5]) klein; [6]) herb, hier im Sinne von bissig gebraucht; [7]) herumgeworfen; [8]) Mund; [9]) dieser; [10]) Hüften; [11]) diesen (da); [12]) Krone.

13.

Der schwangere Pfarrer.

In oan'm Dorf, dös in dem Land liegt, wo d'Welt mit Brettern verschlagen is, war oamal a Pfarrer. Der hat recht armseli glebt und weil sei' Pfründen so kloa war, daß er kam 'was z'essen ghabt hat, is eahm nix anderschts überblieben, als daß er Körb gflochten und allerhand solche Arbeiten 'tan hat. Und weil's eahm halt gar a so knapp ausgangen is, hat er a koa Geld ghabt, daß er sich oan Kalender hätt kafn[1]) kinna, weswegen er sich oanfach die Wochentag mit der Kreiden am Türstock angmirkt hat. Soan dann sechs solche Strich' am Pfosten gwest, so hat er gwißt, daß murgen Sunntag is und er wieder d'Mess' 'halten muaß.

Sei' Köchin is aber a recht a tatschertes[2]) Ding gwest und hat eahm oamal beim Staubabwischen oan solchen Strich durch ihr Umananderfudeln[3]) weggwischt. Er hat dös nit bemirkt und wie drum der Sunntag 'kämma is, hat er 'glaubt, es is erst Samstag, weil er nit mehr als fünf Strich' am Pfosten ghabt hat. Wie er aber drauf beim Fenster aussi schaut, siacht er, wie d'Leut alle in d'Kirchen rennen und denkt sich dabei: „Ja, is's denn schon Sunnta? 'Smuaß do' a so sein, wann i a fünf Strich erst da hab, sunst

warn s' ja nit alle so feitamäßi[4]) anzogen!" Und so schnell als er nur kann, schlupft er in sein'n Habit und tummelt sich, daß er no' zum Mess' lesen zrecht kimmt.

Wie er glei drauf af der Straß zu der Kirchen rennt, muaß dagegen grad der Teufel a altes Weib daherdrischen[5]), dös 'm Pfarrer just d'Hand bußen[6]) will. Der Pfarrer, der 's schon gnädi[7]) hat, möcht sich losreißen, aber af oamal stolpert er sich, fallt nieder und d'Alte af eahm drauf. „No, dös is a schöns Malör!" denkt er sich, springt af und laft[8]), was er kann, in d'Sakristei, ganz rot im Gsicht und völli weg, denn dös is eahm nit aus 'm Kopf 'gangen, daß er mit dem alten Weib da so bei'nand glegen is. Er hat nämli glaubt, daß wann a Weib und a Mann nur beisammen liegen, allmal schon a Kind gmacht wird, aber dös hat er sich dabei schon gar nit entratseln kinna, wer's von dö zwoa eigentli kriagt. Drum hat er a glei 'n Meßner beim Meßgwandanziehgn gfragt, ob der was[9]) unten liegt, oder der was oben is, schwanger wird. „Allmal do' der was unten liegt," sagt der Meßner. „Heiliger Gott, da muaß ja i dann schwanger werden, weil i unten glegen bin!" hat sich der Pfarrer denkt uud sich von der[10]) Stund an richti einbild't, daß er a Kind kriagt. Er hat aber neamden 'was davon gsagt, sondern sich voll Gottergebenheit in sei' Unglück gfügt. Und weils eben Gott so wollen hat, hat er halt fleißi 'gessen, damit dös Kind nit am End derhungern muaß und hat natürli davon oan trum[11]) Bauch kriagt. „Aha," hat er gmoant, „'s wachst schon, i gspürs ja, wie 's mi' in die Darm[12]) bereits druckt." Daß endli a sei' Gmoa[13]) die Schand nit derlebt, wann eahna Pfarrer a Kind kriagen sollt, so hat er sich fleißi erkundigt, wie lang als a Kind im Muatterleib bleibt

und sich danach eingricht't, um z'rechter Zeit sein Bündel z'schnüren und furtz'ziagen.

Aft wie also das neunte Monat 'kämma is, hat er beim Konsisturi um oan'n Urlaub eingreicht und is auf und davon. Zwoa Nacht hat er af freien Feld gschlafen, aber am dritten Tag hat er sich denkt, daß 's do ratlicher war', in irgend oan'm Bauernhaus af sei' schwoare Stund z'warten als da heraußt af oaner Wiesen oder im Wald, wo man so ganz verlassen und alloan is. Drum hat er, wie 's Nacht worden is, bei oan'm Bauern anklopft und a Nachtherberg verlangt. Dös is eahm nit verweigert worden und der Bauer hat eahm im Stadl[14]) von oan'm Schoab[15]) Stroh und oan'm Bündel Heu a Bett gmacht; da drauf is er dann a bald vor lauter Müadigkeit eingschlafen.

Ganz zuafälli hat aber a in derselben Nacht 'm Bauern sei' Kuah kalbt. Und weil im Stall koa Platz nit gwest is, haben s' halt 's Kaibl[16]) in'n Stadl 'tragen und schön stad[17]) afs Stroh neben 'n schlaferten Pfarrer hinglegt. Dann soan s' wieder 'gangen und haben sich um 's Vicherl nimmer kümmert. Dös hat sich natürli bald grührt und hat ins Strampeln angfangt. Der Pfarrer wird drüber wach und derschreckt nit wenig, wie er das gspürt. Er tappt mit der Hand umanand[18]) und find't, daß 's a jungs Kaibl is. „Jessas Maria", denkt er sich, „da hab i hiatzt gar schon mei' schwoare Stund ghabt, ohne daß i davon 'was gwißt hätt. Und a Kaibl is 's a no dazua! Herentgegen[19]) gschiacht mir schon recht, weil i gar a so a gottloses Menschenkind war und mit oan'm alten Weib überoanand liegen hab müassen! Dafür hat mi' a unser Herrgott so bitterli gstraft und gar mit oan'm Kaibl, anstatt oan'm kloan'n Kind gsegnet!"

Aft daß s' dagegen neam'd derfahrt, daß dös Kaibl von eahm is, hat er sich schnell afgmacht, sei' Sacherl[20]) zsamm gsuacht und is ganz hoamli davongschlichen. Alsdann is er wieder in sei' Dorf z'ruck und war froh, daß alles so guat abglofen[21]) is. So oft er dann aber in d'Kirchen umi 'gangen is, hat er allweil 'n Herrgott 'beten[22]), daß er 'n nimmermehr mit oan'm alten Weib überoanand purzeln lassen sollt, damit er nit eppa no' oamal schwanger wurd' und no' dazua statts[23]) oan'm kloan'n Kind a Kaibl kriagen tat.

1) kaufen; 2) ungeschicktes; 3) Herumfegen; 4) feiertagsmäßig; 5) zufällig hinzubringen; 6) küssen; 7) eilig; 8) läuft; 9) derjenige welcher; 10) dieser; 11) großen; 12) Gedärme; 13) Gemeinde; 14) Scheune; 15) Bund, Garbe; 16) Kalb; 17) still; 18) herum; 19) dagegen, daher; 20) Sache; 21) abgelaufen; 22) gebeten; 23) anstatt.

14.
Das beste Mittel.

'S war oamal a Bauer, der schon recht viel Kinder ghabt hat, weil sei' Weib alle Jahr mit a paar Zwilling niederkämma is. Dös hat 'n natürli nit weni' verdrossen und wie halt wieder sei' Weib zum so und sovielten Mal hoch schwanger 'gangen is, hat er d'Hebamm gfragt, was er eigentli toan soll, damit er koa Kind nit mehr kriagt. Dö Hebmuatter, die zwar allerhand Mitteln gwißt hätt, hat sich da denkt, daß für 'n Bauern wohl das Beste d' Enthaltsamkeit selber sein kann. Und weil s' a gwißt hat, daß sei' Weib bald wieder Zwilling' erwart't, hat sa sich[1]) vürgnummen, eahm af a recht a kuriose Art 's Kindermachen oan für allemal z'vertreiben.

Sie gibt eahm a Bauchwehpulver, sagt aber nix da-

von und 'n Bauern wird fast totübel. Er muaß sich niederlegen und kann dö ganze Nacht nix schlafen, weil 's eahm im Bauch furtwährend so fürchterli rumort. 'N andern Tag verzählt er sei' Übel der Hebamm und dö moant ganz im Ernst: „No, da soad's[2]) gwiß a in der Hoffnung". Der Bauer, der woaß, daß sei' Weib vor ihrer schwoaren Stund allmal a so a groß Gschroa[3]) über ihren Bauch gmacht hat, glaubt dös und is ganz unglückli d'rüber, daß er hiatzt a gar a Kind no' kriagt. Dö Hebamm hat eahm dann no' so lang das Pulver 'geben, bis s' gsehgn hat, daß sei' Weib zum Niederkämma is. An dem Tag hat s' eahm dann erst recht das Doppelte 'geben, so daß der guate Bauer vor lauter Schmerzen schon gar nimmer aus und eingwißt hat und liaber glei' in d'Höll hätt fahren mögen als a Kind z'kriagen. Hiatzt is er aus 'm Bett 'kreult[4]), aft hat er sich wieder niederglegt, drauf hat er aufs Kindermachen gfluacht und wie a kloan's Kind gwoant[5]), dann gfragt, ob er vielleicht a Zwilling' kriagen wird, weil 's eahm gar a so weh tat[6]); 's andremal hat er wieder haben wollen, daß 's Kind a Bua is und Franzl hoaßen muaß, und dös hat er so furt'trieben, bis er schließli vor lauter Loamantabel[7]) und Mattigkeit eingschlafen is.

Just in derselben Stund hat aber sei' Weib dö zwoa Zwilling af d'Welt 'bracht, a paar recht stramme Buam, dö ganz keck dreingschaut und glei angfangt haben, eahna[8]) Stimm z'probieren. Oan'n so oan'n Schrappen[9]) nimmt d'Hebamm sofurt und legt 'n ganz ruhi 'm Bauern in d'Schoß. Der wird davon wach und derschreckt nit wenig. „Jessas Maria, Weib, da schau her", schreit er, „hiatzt hab i richti a kloans Kind kriagt, und no' dazua ohne daß i davon 'was gwißt hätt. Siagst und dafür is

mir im Bauch akkrat a wieder besser! War dös aber a Schmerz, du verfluacht no'oamal! Mei' Lebtag wir'[10]) i dran denken und so 'was nimmermehr toan, daß i mei' Weib no'oamal schwanger mach und ihr soviel Schmerzen antua! I habs hiatzt, Gott sei Dank, selber erfahren, wie sakrisch weh dös tuat und will nit haben, daß s' durch mi' no länger so 'was derleiden muaß".

Und Wort hat er ghalten und sei' Weib von der Stund an nimmer angrührt. Die Bäurin war aber gar nit harb[11]) d'rüber und hat zur Hebamm gmoant, daß die dummen Leut nit bloß immer nur Unglück stiften, sondern a mitunter zu 'was Guaten z'brauchen soan.

[1]) Sie sich; [2]) seid ihr; [3]) Geschrei; [4]) kreult von krauen, soviel wie krabbeln, kriechen; [5]) geweint; [6]) täte; [7]) Lamentationen, Wehklagen; [8]) ihre; [9]) kleiner Kerl; [10]) werde; [11]) böse.

15.
Die Rache des Försters.

In oan'm Dorf war a Förster, der a schöns Weib ghabt hat, mit der der Pfarrer schon allweil gern a Techtlmechtl[1]) gmacht hätt. Er hats aber nie richti anz'fangen gwißt; hat er hiatzt a 'tan, was er wöllen hat, es is halt lang nit nach sein'm Begehr 'gangen. Endli, z' Ostern, wo alle Leut beichten gengan[2]), is do' sei' hoaßester Wunsch in Erfülling 'gangen, denn die Försterin, dö grad a nit zu dö allergscheitesten Weiber ghört hat, war dafür a recht a bigottisch's[3]) Frauenzimmer, dös vor unserm Hergott oan'n großen Respekt ghabt hat. Drum hat s' a 'n Pfarrer gwissenhaft alle ihre Sünden gsagt und gmoant, sie muaß a beichten, daß s' guater Hoffnung is. „Was, schwanger bist, Försterin?" fragt s' der Pfarrer.

„Ja, woaßt denn Du nit, daß unser Herrgott die größte Straf drauf legt, wann a Weib und a Mann mitoananander verkehren?" — „Mein Gott, dös han[4]) i ja nit gwißt," moant d'Försterin kloanlaut. „Es is aber so", sagt der Pfarrer. „Und dafür wird a der kloane Bua koan'n Kopf nit haben, sobald er af d'Welt kimmt." — „Jessas und Josef, koan'n Kopf wird er haben?" seufzt d'Försterin und fangt ins Flehnen[5]) an. „Woan nit," tröst't s' der Pfarrer. „Es is nit so irg[6]) wie Du glaubst. Unser Herrgott hats ja so eingricht't, daß jede Sünd wieder guat gmacht werden kann. Deswegen hat er uns Pfarrern a herb'stellt und uns d'Macht geben, 's Unrechte und Schlechte wieder ins Rechte und Guate z'verwandeln. Du brauchst d'rum nur mit mir in d'Sakristei z'gehn, damit i Dein'm Buam oan'n Kopf anmach und Du wirst sehgn[7]), was Du für a schöns Kind af d'Welt bringen wirst." Af dö Art und Weis hat er ihr also so lang zuagred't, bis s' schließli do' in d'Sakristei mit eahm 'gangen is und ihr'm Buam oan'n Kopf hat anmachen lassen.

No, nach etlichen Monaten kriagt s' wirkli a Büaberl, das so sauber war, daß der Förster sei' helle Freud dran ghabt hat. Er hat 's nix als allweil um'tragen, gherzt und 'bußt und fleißi gwiagt und oamal, wie er 's a wieder so in 'n Arm ghalten und allerhand Gspoaß[8]) mit eahm 'trieben hat, hat 'n halt sei' Weib gfragt, ob er dös Kinderl a so gern haben möcht, wann 's koan'n Kopf nit hätt. „Freili kinnt man 's dann nit a so gern haben," sagt der Förster. „No, siagst, da brauchst Du Dir a nit hiatzt soviel af Dein'n schön'n Buam einz'bilden", red't wieder d'Försterin zruck. „Was plapperst Du da zsamm?" moant der Mann und woaß nit, was sei' Weib af oamal mit derer[9]) dummen Rederei eigentli will. „Weil

Du eahm 'n Kopf gar nit gmacht hast, den hat er erst vom Pfarrer kriagt." — „Oho, stehts a so! No wart, Pfaff, Dir wir' i hoamleuchten!" denkt sich der Förster und sagt nix zu sein'm Weib, sondern tuat, als ob er damit zfrieden war', daß der Pfarrer sein'm Buam 'n Kopf angmacht hat.

In der Nacht dagegen is er ganz stad[10]) in 'n Pfarrhof gschlichen und hat allen hundert Schafen vom Pfarrer d'Köpf abgschnitten. Der hat natürli nit weni' gfluacht, wie er am andern Tag siacht, daß seine Schaf' ohne Schädeln soan, aber durchaus nit derraten kinna, wer eahm dös 'tan hat. Und weil er's dert[11]) do' hat wissen wöllen, hat er also am Sunntag sei' Malör von der Kanzel abi[12]) denen Leuten derzählt und sie glei gfragt, ob neam'd von eahna wüßt', wer's 'tan haben kinnt'. „Denn dem[13]), der mir's genau sagen kann, wer's is", verspricht er eahna weiter, „dem gib i für jeden abgschnittenen Schafskopf oan'n Fünfer[14]), das macht also für dö hundert Köpf fünfhundert Gulden." — „So, dös is a nit schlecht", sagt der Förster, der grad a in der Predigt war und alles mit anghört hat, zu eahm selber, „da kann i mir mit der[15]) Gschicht ja no' dazua a schöns Geld verdienen und 'n Pfaffen dabei no' besser dran kriagen!" Tuat also wie er sichs ausdenkt, geht nach der Predigt in d'Sakristei und sagt, daß er 'n Kopfabschneider angeben kinnt'. Der Pfarrer brinnt schon vor Neugierd und will glei 'n Namen wissen. „A", moant der Förster, „so schnell schiaßen dö Preußen nit! I verrat 'n erst, bis i dö versprochenen fünfhundert Gulden hab." Da überlegt der Pfaff nit lang, nimmt sei' Brieftaschen und sagt: „Guat! I will Dir ausnahmsweis' dös Geld im vurhinein geben, weil i woaß, daß D' a ehrlicher Kerl bist und mi' nit für 'n Narren

halten wirst." Zählt eahm drauf dö hundert Fünfer af und fragt dann ganz begieri: „Alsdann wer is's?" — „I," sagt der Förster. „Was, Du?" schreit der Pfarrer und is völli verduzt und derkämma[16]). „Ja, i, Hochwürden", gibt eahm der Förster wieder ruhig zur Antwurt und lacht. „I hab mir nämli 'denkt, daß Ihna das ja koan'n Schaden machen wird, denn wann S' bei mein'm Weib 'm kloan'n Kind im Muatterleib gar oan'n Kopf angmacht haben, so müassen S' do' a 'n Schafen dö Schädel ganz leicht wieder anmachen kinna."

---

[1]) Techtlmechtl=geheime Vereinbarung zwischen zwei oder mehreren Menschen, daher auch Liebesverhältnis; [2]) gehen; [3]) fromm, gottesfürchtig; [4]) habe ich; [5]) Weinen; [6]) arg; [7]) sehen; [8]) Spaß, Narretei; [9]) dieser; [10]) still; [11]) dennoch; [12]) herab; [13]) diesem; [14]) Fünfguldenschein, altes österreichisches Papiergeld; doch wird noch heute in Wien und ganz Niederösterreich die Zehnkronennote als „Fünfer" bezeichnet; [15]) dieser; [16]) erschrocken.

16.

Nasendrechsler und Dukatenwechsler.

Nit viel anderscht als der Försterin is's oaner Bäurin 'gangen, die a alleweil a Pfaff gern bei eahm ghabt hätt. Drum hat er s' a oan's Tags bei der Beicht gfragt, was s' mit ihrem Mann bei der Nacht machen tuat. Und wie s' eahm's eben eingstanden hat, was s' mitoananeder toan, daß s' sogar schwanger is, so greint[1]) er s' glei fürchterli aus und schreit: „Woaßt denn Du nit, daß dös die größte Sünd is?" — „Mir soan ja verheirat't", red't d' Bäurin z'ruck, is aber schon ziemli kloanlaut, wie s' 'n Pfarrer gar so schiach[2]) werden siacht. „Das macht alles nix, Sünd bleibt Sünd, so oder so", schreit er wieder, „und

a niad's[3]) Kind, was davon kimmt, hat aus Straf Gottes dafür a koa Nasen." — „O mei', war' dös aber dumm", sagt d' Bäurin, „kann man sich denn da nit helfen, daß 's Kind do' a Nasen kriagt? I tat halt wallfahrten gehn,[4]) Hochwürden, und a heilige Mess' lesen lassen . . . ." — „Das kannst meintshalben alles toan, 's wird Di' aber trotzdem no' recht weni' nutzen. Herentgegen wannst[5]) wirkli haben willst, daß Dei' Bua a Nasen kriegt, so kinnt' eahm nur i oane draxeln[6]). Du müasst' nur mit mir in d' Sakristei einigehn und 's kinnt' af der Stell gschehgn." Und dös is a wirkli a so gwest und d' Bäurin war drauf nit weni froh, daß ihr Bua hiatzt a Nasen hat und nit sein'n Lebtag als schiacher[7]) Mensch umanand[8]) gehn muaß.

No, wie s' halt a bissel später den Buam geboren hat, is ihr Mann a ganzer Narr in dem Kind gwesen, weil's gar so a liaber kloaner Kerl war. Am meisten hat eahm dagegen dös Naserl[9]) gfallen. „Dös is do' a gspoaßige Nasen", hat er furtwährend gmoant. „I möcht nur wissen, von wem der Schnipfer[10]) dös punkerte[11]) Ding her hat. Dös kann er do' nit von oan'm von uns zwoa haben." — „Freili, weil eahms a der Herr Pfarrer in der Sakristei draxelt hat", sagt d'Bäurin und lacht. „So, so", brummt der Mann und denkt nach, wie er dös 'n Pfarrer gründli hoamzahlen kinnt'.

Aft geht er halt in 'n Pfarrhof und suacht 'n Pfarrer, der grad in sein'm Garten auf- und abspaziert. „Möchten S' nit so guat sein, Hochwürden, und mir dö zwoa Dukaten da wechseln?" fragt er, aber der Pfarrer hat soviel Geld nit bei eahm und schickt 'n zu seiner Köchin eini. Dös war koa zwiders[12]) Frauenzimmer, dö a schöne Tochter ghabt hat, was[13]) no' a Jungfrau war. Wie der Bauer eini kimmt, sagt er aber nit, daß er die Dukaten

wechseln lassen will, sondern derzählt, daß eahm der Pfarrer auf'tragen hätt, sie sollen sich hiatzt im Moment alle zwoa von eahm vögeln[14]) lassen. Dö Köchin, dö für sich selber nix dagegen ghabt hat, hat aber nit recht 'glaubt, daß der Pfarrer a ihr unschuldigs Töchterl gmoant hätt und rennt drum gschwind aussi[15]) in'n Garten zum Pfarrer und fragt 'n: „Is 's wahr, Hochwürden, alle zwoa glei?" — „Natürli", schreit der Pfarrer und wird beinah fuchti[16]). „I hab Dir's do' eh durch eahm sagen lassen!" — „Mein Gott, dös kann man do' nit glei a so toan", red't d'Köchin z'ruck und moant dabei dös, was der Bauer von ihr und ihrer Tochter verlangt hat. Der Pfarrer glaubt wieder, sie red't vom Geldwechseln alleweil nur und schreit dafür hiatzt no' mehr: „Sollt aber schon gschehgn sein! Und geh do' oamal eini und laß den Mann nit so lang drauf warten!" Da is der Köchin also nix anderschts übri 'blieben, als daß s' ihr selber und ihrer Tochter toan hat lassen, was der Bauer wöllen hat. A Stund darnach, wie der Bauer schon wieder furt war, hat der Pfarrer freili derfahren, was eigentli in sein'm Haus inzwischen gschehgn is, hat aber das Gschehene nimmer guat machen kinna.

Von der Zeit an soan dagegen dö zwoa d' größten Feind' worden. Der Pfarrer hat 'n Bauern oan'n Dukatenwechsler ghoaßen und der Bauer wieder 'n Pfarrer oan'n Nasendrechsler. Wann sa[17]) sich dann oanander begegn't soan, haben s' drum alleweil oaner zum andern gsagt: „Guaten Tag, Herr Nasendrechsler!" — „Schön'n Dank, Herr Dukatenwechsler!"

---

[1]) greinen = schelten; [2]) aufgebracht; [3]) ein jedes; [4]) Ich würde eine Wallfahrt machen; [5]) wenn Du; [6]) drechseln; [7]) unschöner; [8]) herum; [9]) Näschen; [10]) Schnipfer, hier in Verwendung

als Kosename für ein Kind; [11]) punkerte Nase = kleine Stumpfnase; [12]) zuwider, hier unhübsch; [13]) welche; [14]) coire; [15]) hinaus; [16]) wild, aufgebracht; [17]) sie sich.

17.

Das braune Fleckchen.

Ein Märchen.

Es war einmal ein König, der hatte eine hübsche Tochter, die zu einer prächtigen Jungfrau heranblühte. Eines Morgens, da sie gerade aus dem Bette stieg und sich ankleiden wollte, bemerkte sie zu ihrem nicht geringen Entsetzen, daß sie am Bauche, gerade eine Spanne unter dem Nabel, ein kleines, zierliches Fleckchen bekam, das wie ein hübsches Fledermäuschen auf ihrer schneeweißen und wunderbar zarten Haut saß. Sie wurde deshalb nicht wenig traurig, doch hoffte sie immer, daß es alsbald wieder verschwinden werde, aber es wurde im Gegenteil täglich größer und dunkler, bis es schließlich ein schöner brauner Fleck geworden war. Das machte sie nur noch mehr niedergeschlagen, so daß sie überhaupt nicht mehr lachte und alle Lebensfreude ging ihr verloren. Der König, der dies alsbald gewahrte, glaubte, daß ihr vielleicht Unterhaltung und Spiel fehlten, und wollte ihr diese im reichlichsten Maße verschaffen. Allein, sie wies alle seine Vorschläge zurück, schloß sich in ihre Gemächer ein und gebärdete sich täglich verzweifelter. Endlich gelang es dem besorgten Vater zu erfahren, was seine Tochter betrübte und sie in die Einsamkeit trieb. „Ach, lieber Vater“, klagte sie, „mir ist am Bauche, gerade eine Spanne unterm Nabel, ein braunes Fleckchen geworden, das ich nicht wegbringen kann, ich mag gleich

tun, was ich will. Darum bin ich auch so traurig und mag nicht eher fröhlich werden, als bis es entfernt ist.“ Darüber wurde denn der König überaus nachdenklich, ließ seine schweren Regierungsgeschäfte sofort ruhen und berief alle seine weisen Räte zu sich, damit sie mit ihm beraten sollten, was zu tun sei. Sie rieten wohl lange hin und her, zerbrachen sich die Köpfe und konnten ganze Nächte hindurch nicht schlafen, ohne auch nur ein Mittel zu finden, damit die junge Königstochter ihr fröhliches Lachen wiederfände. Nun ließ der König an allen Orten verkünden, daß er denjenigen, der sein Kind zum Lachen brächte, mit goldenen Schätzen und Ländern im reichlichsten Maße belohnen würde. Aber kein einziger Mensch, so viele sich auch bemühten, vermochten das traurige Mädchen wieder fröhlich zu stimmen. Schließlich verfiel der König selbst, als man bereits alles unternommen und nichts gefruchtet hatte, auf den Gedanken, den Flecken, wenn er schon auf irgendwelche Weise nicht entfernt werden konnte, wenigstens vergolden zu lassen.

Die Tochter war damit einverstanden und der Goldschmied des Königs wurde sogleich berufen, um die Sache in Angriff zu nehmen. Dieser war aber ein alter Mann, der sich die Brille aufstecken mußte, um das Fleckchen besehen zu können. Er betrachtete es zwar sehr genau, mußte jedoch bald erklären, daß er damit nichts mehr anfangen könne, weil er schon allzu schlechte Augen, zitternde Hände und eingeknickte Füße besäße, während ein solches Ding nur von einem jüngeren behandelt werden könne, der damit noch richtig umzugehen verstehe. So befahl denn der König einen blutjungen Gesellen an seinen Hof, erklärte ihm die heikle Ange-

legenheit und führte ihn zu seiner Tochter. Der Jüngling besah sich ebenfalls das Ding sehr genau, begriff und betastete es vielmals und erklärte endlich, daß er die Arbeit wohl zustande brächte, aber dabei mit der Königstochter allein bleiben müsse. Dies wurde gewährt und die beiden schlossen sich in eine Kammer ein. Dort machte der Geselle der Jungfrau klar, daß das Fleckchen eigentlich viel zu naß sei, um aufs Geradewohl vergoldet werden zu können. Sie erkundigte sich daher, was vor allem zu tun sei, damit die Arbeit zu Ende komme. „Ich muß zunächst diesen Spalt hier gründlich ausputzen und reinigen, bevor ich das andere in Angriff nehmen kann." — „Und wie wollt Ihr dies machen?" fragte sie neugierig. — „Ich habe für diesen Zweck ein eigenes Handwerkszeug, das ich stets bei mir trage, weil ich es zu solchen Verrichtungen immer brauche. Ihr müßt nur fein still sein und dürft weder schreien noch Euch wehren, denn sonst vermöchte ich Euch das braune Fleckchen nicht zu vergolden". Da glaubte ihm das unerfahrene Mädchen und er tat, wie er gesagt hatte. Anfangs schien es ihr wohl übel zu bekommen und sie begann sich zu sträuben, aber bald darauf verhielt sie sich mäuschenstille, und was seit langem nicht geschehen, das geschah jetzt wieder: die traurige Königstochter begann zu lachen, lachte herzlich und freute sich über das schöne Handwerkszeug des guten Gesellen, der selber dabei nicht unfröhlich war und augenscheinlich sein Werkzeug gut zu gebrauchen verstand. Als er aber fertig war und sein Gold klempnern wollte, um den Fleck zu vergolden, hielt sie ihn gleich wieder davon ab, indem sie sprach, daß es durchaus nicht nötig wäre, sich damit zu übereilen, da dies vielleicht vom allergrößten Schaden sein könnte. Darum sollte er

lieber nochmals sehen, ob er die Spalte auch wirklich gründlich geputzt hätte. Es wäre übrigens unbedingt notwendig, sie noch einmal zu reinigen, weil sie inzwischen noch nässer geworden sei. Also mußte der junge Goldschmied zum zweitenmal putzen und reinigen, worauf ihn die Königstochter vergnügt und in der fröhlichsten Laune entließ.

Als nun der König am Abend seine Tochter zu sich berief und sie mit lächelnder Miene daherschreiten sah, fiel ihm sogleich der große Stein vom Herzen, der ihn so lange bedrückt hatte, denn er war nun überzeugt, daß sie wieder lachen konnte. Doch pries er auch nicht wenig seinen großen Verstand, der ihm das Mittel eingegeben hatte, durch welches sein Kind von seiner Traurigkeit endgiltig befreit wurde. Er glaubte dabei fest, daß alles zum Besten ausgerichtet worden und beschenkte reichlich den Goldschmied, der doppelt beglückt von dannen zog.

18.

Der Gänsehals.

Ein Handwerksbursche, der sich gerade auf der Wanderschaft befand, kam eines Tages zu einem Meister und fragte nach Arbeit. „Ja“, erwiderte dieser, „ich hätte wohl solche, möchte Dich aber zuerst fragen, ob Du auch den Unterschied zwischen Weib und Mann kennst?“ — „Gewiß kenne ich diesen“, gab der Geselle zurück und lachte. „Warum sollte ich ihn nicht kennen?“ — „Dann kann ich Dich nicht brauchen“, entgegnete der Meister und entließ ihn.

„Was soll das heißen?“ dachte der Handwerksbursche, als er seine Straße wieder weiterzog. „Da muß etwas Besonderes dahinterstecken!“ Und weil er ein sehr neugieriger Mensch war, der überall seine Nase hineinstecken wollte und überdies hoffte, bei dieser merkwürdigen Sache etwas zu profitieren, beschloß er sofort, in einiger Zeit zurückzukehren und den Meister abermals um Arbeit anzusprechen. Er ließ sich also den Bart wuchern, veränderte auch sonst sein Aussehen und begab sich nach einigen Wochen wieder ins Dorf zurück, wo er den Meister eben viel beschäftigt fand. Auf die Frage, ob er nicht einen Gesellen brauche, antwortete er: „O ja, ich hätte Dich gewiß sehr nötig, muß Dich jedoch vorher fragen, ob Du auch den Unterschied zwischen Weib und Mann kennst?“ — „Ach, was kümmere ich mich um das!“ entgegnete wegwerfend der Bursche. „Ich habe noch niemals darüber nachgedacht und erübrige viel zu wenig Zeit, um mich mit solchen Dingen zu beschäftigen“. — „Dann bist Du mein Mann“, versetzte der Meister. „Lege Dein Bündel ab, denn ich will Dir sogleich Beschäftigung geben.“ Der Geselle verwunderte sich nicht wenig, daß der Meister abermals diese seltsame Frage gestellt und konnte nicht erraten, was sie eigentlich zu bedeuten hatte, war jedoch anderseits wieder froh, daß es nun ein Leichtes sein werde, zu erfahren, welche Bewandtnis es damit habe. Es dauerte auch nicht lange, da erschien ein junges hübsches Mädchen, das die Tochter des Meisters war. Sie mußte offenbar noch eine keusche Jungfrau sein, deren Unschuld und Reinheit der Vater bewahren wollte, weshalb er nur diejenigen zu Gesellen nahm, welche vom Unterschied der Geschlechter nichts wußten. Als der Bursche diesen Zusammenhang gewahrte, wurde

er nicht wenig fröhlich und nahm sich auf der Stelle vor, den vorsichtigen Meister trotz alledem mit seiner hübschen Tochter, sobald sich nur dazu Gelegenheit ergeben sollte, zu betrügen.

Sie sollte früher kommen, als er gedacht hatte. Denn nicht lange danach mußte der Meister für einige Tage verreisen. Bevor er fortging, trug er seiner Tochter strenge auf, dem Gesellen nur das gewöhnliche Essen, Rindfleisch und Kohl, zu bereiten, während er dem letzteren einschärfte, an nichts anderes als seine Arbeit zu denken. Kaum aber war er weg, als das Mädchen schon zum Gesellen lief und ihn fragte: „Lieber Franz, was soll ich heute kochen?" — „Bratet Gänse und Enten, Jungfrau", antwortete er, „und gebt feinen grünen Salat daran, denn das ist meine Lieblingsspeise. Vergeßt dabei aber auch nicht den Wein, damit wir genug zu trinken haben". Da ging sie sogleich hin, schnitt den Gänsen und Enten die Köpfe ab, sott und briet sie, tat feinen grünen Salat daran und stellte es auf den Tisch. Hierauf holte sie Wein aus dem Keller und füllte die Flaschen damit voll. Das war dem Gesellen natürlich recht und sie selbst freute sich über die Maßen, daß er so tapfer zugriff und sich die Gänse und den Wein so gut schmecken ließ. Da aber das Mädchen so hübsch war und er sich wieder seines Vorsatzes, den Meister zu betrügen, erinnerte, so trug er alsbald ein unbändiges Verlangen, es zu besitzen. Darum hielt er jetzt plötzlich im Essen inne, legte seine Hände vor den Bauch und begann zu jammern. „Was ist's? Warum klagt Ihr auf einmal so?" fragte ihn mitleidig das Mädchen. „Ach Gott, der verdammte Gänsehals ist mir schon wieder beim Bauche herausgewachsen! Daß mir dies doch immer so ge-

schehen muß, wenn ich Gänse esse! Aber es geschieht mir schon recht, weil ich sie immer so heißhungrig hinunterschlucken muß!" — „Ach, laßt doch einmal sehen, das muß ja sehr merkwürdig sein". — „Gewiß, aber lieber wäre es mir, wenn er schon wieder drinnen wäre, denn es ist keineswegs angenehm, mit einem herausgewachsenen Gänsekragen herumzugehen". — „Und kann man Euch da gar nicht helfen?" fragte jetzt das Mädchen. — „O ja", antwortete er, „und Ihr, liebe Jungfrau, könntet es sogar am allerbesten". Sodann erklärte er ihr, wie es zu machen sei. Der Gänsekragen müsse in ihren Mörser gelegt und solange hineingestampft werden, bis er wieder in den Bauch zurückgegangen sei. Dies leuchtete ihr denn ein und der Bursche bemühte sich mit allen Kräften, das lästige Ding wieder zurückzutreiben. Und als er fertig war, konnte er ihr triumphierend darauf hinweisen. „Seht", rief er, „wie weit wir es bereits gebracht haben! Während er früher so weit hervorstand und so stark war, daß man ihn auf keinen Fall biegen konnte, ist er jetzt schon bei weitem kürzer und bäumt sich nicht mehr so hoch auf." Da freute sich also das Mädchen mit ihm und beide waren bis in die Nacht hinein guter Dinge. Am nächsten Morgen fragte sie jedoch nimmer, ob sie Gänse zum Mittagmahle bereiten solle, sondern tat es bereits ungeschaffen, um abermals den Gänsekragen hineintreiben zu helfen.

Als dagegen nach einigen Tagen der Meister zurückkehrte, erfuhr er von seiner Tochter die ganze Geschichte und jagte den Gehilfen auf der Stelle davon. Indessen begannen sich alsbald die Folgen des losen Streiches bei der Tochter zu zeigen und er war genötigt, ihn wieder zurückzurufen. Da übrigens der Bursche ein

nicht untüchtiger Arbeiter war und das Mädchen ihn sehr liebte, so gab er es ihm zur Frau, worauf die beiden alsbald die fröhlichste Hochzeit miteinander hielten.

19.

Die gefrorene Nase.

A Graf hat oan'n Diener ghabt, der a recht a ghauter[1]) Kerl war und allweil schon af d' junge Grafentochter gspitzt hat. Dös war nämli a Jungfrau, dö no nit gwißt hat, zu was eigentli a Weib af der Welt is.

No, oamal, wie der Graf im Winter af d' Jagd 'gangen und a paar Tag aus'blieben is, hat sich der Diener vurgnummen, nit länger z'warten und d' Grafentochter endli do' dran z'kriagen. Er geht in'n Garten, spaziert bei der größten Kälten 'rum und kimmt dann ganz derfroren ins Gschloß z'ruck, rennt wie a Narrischer durch d' Zimmer, halt sich die Händ beim Bauch unten fest zuchi[2]), schnappert[3]) mit dö Zähnt und jammert in oaner Tour furt: „O weh, o weh, i halt's nimmermehr aus! I hab mir mein'n Stingel[4]) gfroren und woaß nit, was i hiatzt toan soll! O weh, o weh, 's is nimmer zum aushalten!" — „Geh weiter", sagt d'Grafentochter, dö dös Gschroa[5]) glei ghört hat und hergrennt[6]) kämma is, damit s' siacht, was gschehgn is, „geh weiter, was hast D' denn af oamal?" — „Mein'n Stingel han[7]) i mir gfroren", flehnt[8]) der Diener, „und dös tuat so verfluacht weh, daß i 's wirkli nimmer aushalten kann". — „Ja, und kannst D'Dir da nit helfen?" fragt 'n wieder d'Grafentochter. — „A do', aber dös is halt nit so oanfach, wißt's! I hab oan'n Freund ghabt, dem is's früher a oamal

passiert und da hat er a alt's Weib gfragt, was er dagegen machen soll, und dös hat gmoant, daß oan'm nur a jungs Madel[9]) kurieren kinnt!" — „Dös möcht i a wissen, wie dös is", sagt d' Grafentochter und wird neugieri. — „Leicht is's grad nit", moant der Schlaucherl[10]), „aber wann 's mer[11]) helfen wöllts, so kinntat[12]) 's vielleicht a was dabei lernen. Alsdann will i Eng[13]) glei erklären, wie dös z'machen is, damit der Stingel wieder guat wird. Man muaß 'n oanfach zwischen d' Füaß' von oan'm jungen Frauenzimmer so lang ribbeln[14]) bis er wieder warm wird und d' Härten verliert." Da is d' Grafentochter no' viel neugieriger worden, ob dös a wirkli so sein wird, als er gsagt hat und hats natürli bei ihr sofurt probieren lassen. Dabei hat ihr d'Gschicht so guat gfallen, daß 'm nächsten Tag 'n Diener selber in'n kalten Garten gschickt hat, damit er sich no' oamal 'n Stingel gfrört[15]) und sie 'n wieder kurieren kinnt.

Aft is dagegen am selben Abend der Graf no von der Jagd hoamkämma und hat sich d'Nasen ganz gfrört ghabt, weil a so a grimmige Kälten gwesen is, daß man koan'n Hund dabei nit hätt ausjaucken[16]) wöllen. „O weh, o weh", schreit er und halt[17]) sich dös Kimpfel[18]) so fest, als er nur kann, „dö verfluachte Nasen! I woaß nit, was i eigentli toan soll, damit s' wieder guat wird." — „Geh, Vader", moant d'Grafentochter, wie s' dös hört, „wannst[19]) dös willst, da kann i Dir schon helfen", hebt darnach ihre Kitteln[20]) so hoch als 's nur mögli is in d' Höh und sagt wieder: „Schau, da brauchst s' nur einiz'stecken[21]) und dann reibst soviel als D' kannst, da wird s' ganz gwiß bald wieder heil sein."

Der Graf hat natürli nit weni d'Augen afg'rissen, wie er dös ghört hat, is aber glei draufkämma, was 's da

'geben hat, derweil er furt war und hat 'n Diener stantapeda[22]) aussi gschmissen[23]). Ob drum sei' Tochter später no' Glegenheit ghabt hat, dö gfrorenen Stingeln und Nasen wieder z'kurieren, kann i nit sagen, weil i nit dabei war und mir dö Gschicht selber oaner derzählt hat, der a großer Lugenschüppel[24]) war.

---

[1]) durchtriebener; [2]) hinzu; [3]) klappert; [4]) Stengel = penis; [5]) Geschrei; [6]) hingelaufen; [7]) habe; [8]) weint, jammert; [9]) Mädchen; [10]) schlauer Mensch; [11]) mir; [12]) könntet; [13]) euch; [14]) reiben; [15]) gefroren; [16]) hinausjagen; [17]) hält; [18]) die Nase wird nicht selten in spaßhafter Absicht als Kimpfel = Kumpf, Wetzsteinbehälter, bezeichnet; [19]) wenn Du; [20]) Röcke; [21]) hineinstecken; [22]) stante pede; [23]) hinausgeworfen; [24]) Lügenmaul.

20.

Die Firmung.

Ein Kaufmann hatte eine Tochter, die in der Welt noch sehr unerfahren war und zur Firmung gehen sollte. Da die Mutter keine Zeit hatte, schickte sie die Sechzehnjährige allein in den nächsten Ort, wo die Patin wohnte und die Firmung vom Bischof in der Pfarrkirche vorgenommen wurde. Am Wege begegnete ihr indes ein junger Bursche, der sie ansprach und fragte, wohin sie gehe. Sie antwortete, daß sie sich in die Kirche zur Firmung begebe, aber zuerst ihre Patin aufsuchen müsse. „Wie?“ versetzte er, „es ist doch schon längst gefirmt!“ Sie erschrak und sprach: „Meine Mutter hat mir doch gesagt, daß es noch Zeit sei.“ — „Nein“, entgegnete der Junge, „Du hast doch gehört, daß der Bischof bereits fort ist.“ — „Ach Gott“, seufzte das Mädchen, „wer wird mich jetzt firmen?“ — „Laß gut sein“, tröstete er, „da kann ich Dir

schon helfen. Ich habe nämlich darauf achtgegeben, wie es der Bischof macht, und kann Dich also firmen." Das einfältige Kind wurde wieder froh und sagte: „Es kann doch gleich bleiben, ob Du oder der Bischof firmst, nicht wahr?" „Gewiß", versicherte er, „komm nur dorthin auf den Rasen, ich werde Dir also jetzt das heilige Sakrament der Firmung spenden." Er hob ihr die Röcke auf, öffnete die Hose und steckte ihr den Firmstock hinein. Da atmete sie auf und sprach: „Ist dies wirklich gefirmt? Ach, dann bitte ich Dich, firme mich noch einmal, denn es ist recht angenehm und gut." Der Bursche ließ sich dies nicht zweimal sagen und als er fertig war, versetzte er: „Nun denn, so geh in Gottes Namen, Du bist gefirmt." Er gab ihr hierauf noch einmal seinen Segen und das Mädchen ging nach Hause. Dort angelangt, wurde es natürlich gleich von der Mutter befragt, wie es gegangen sei. Die Tochter antwortete: „Recht gut, aber das Bett hätten wir dazu gebraucht." Auf diese Rede erschrak die Mutter nicht wenig; es wurde ihr bang im Herzen und sie fragte bekümmert: „Ja, was hast Du denn gemacht?" — „Oh nichts, ich bin ja nur gefirmt worden", erklärte die Tochter und schilderte den ganzen Vorgang. „Ach Gott", jammerte die unglückliche Frau, „wie bist Du doch einfältig! Jetzt schweige nur schön davon und erzähle niemandem etwas, damit es nicht unter die Leute kommt." — „Keinesfalls kommt es unter die Leute", bekräftigte das Mädchen, „denn er hat es wieder in das Hemd eingewickelt und in die Hose gesteckt."

21.

Das heilige Öl.

A Bauer hat vor oaniger Zeit a Mensch[1]) zur Firmung gführt. In d' Stadt aber, wo der Bischof's heilige Sakrament gspend't hat, wars no' hübsch weit und 'm Bauern, der dös Mensch, das schon sechzehn Jahr alt war, aber no' recht unschuldi ausgschaut hat, gern mögen hätt, is's a gar nit eingfallen, mit ihr bis in d'Stadt zur Firmung z' gehn, sondern hat sich mit ihr glei' im nächsten Wald niedergsetzt und zu ihr gsagt: „Geh Mensch, zu was brauchen wir da no soweit z' rennen, damit Dich der Bischof firmt, wann i 's grad a so guat kann wie er? I glaub, daß dös do' alles oans is, ob i Dir hiatzt 's heilige Öl eingib oder er." — „No ja", moant sie, „wanns alles oans is, so is's mir no' liaber, wannst Du mi' statt 'n Bischof firmst." Und nachdem s' a nit gwißt hat, wie dös hoaßt, was d'Mannsbilder mit d'Weibsleuten machen, so hat s' halt glaubt, das dös, was der Bauer mit ihr alles 'tan hat, nix anders als d' Firmung is.

Wie s' aber darna' wieder hoamkämman, fallt der Muatter af, daß s' bereits so zeitli aus der Stadt z'ruckkimmt und sie fragt, ob s' denn wirkli schon bei der Firmung in der Stadt war, weil ihr dös vürkimmt, als wann s' gar a bissl z' fruah da war'. „No", sagt dö Tochter, hebt ihre Röck' af und zoagt[2]) zwischen ihre zwoa Schenkeln hin, „wann Du 's nit glaubst, daß i bei der Firmung war, so schau her, ob mir nit hiatzt no' dös heilige Öl da abarinnt!"[3])

---

[1]) Mädchen; [2]) zeigt; [3]) herunterläuft.

22.

Das Mißverständnis.

Ein Mädchen geht eines Tages zum Kaplan beichten, während ihr früher immer der Pfarrer die Beichte abgenommen hatte. Als der Kaplan nun ihre Sünden gehört und zur Lossprechung schreiten will, ist er jedoch um die Zahl der Vaterunser verlegen, die er ihr zur Buße aufgeben soll und begibt sich daher zum Pfarrer, um sich bei ihm Rats zu holen. Er fragt: „Wie oft soll ich ihr es verordnen?" und meint damit die Paternoster. Der Pfarrer indessen, der das Mädchen bei jeder Lossprechung zu vögeln[1]) pflegte, erwidert: „Ich hab ihr ihn immer zweimal gegeben." — „Das ist doch ein bißchen zu wenig für eine solche Sünderin," sagt der Kaplan. „Für die wäre doch das Dreifache noch nicht viel." — „Nun," entgegnet der Pfarrer erstaunt nnd glaubt, daß der Kaplan ebenfalls vom Vögeln redet, „wenn Du es kannst, so tu es nur! Ich brächte es nicht zustande!"

[1]) coire.

23.

Die schwarze Katze.

Einer guten Tochter wurde von einem Zigeuner prophezeit, daß ihr, sobald sie in ihrem sechzehnten Jahre sein würde, unter dem Bauche eine schwarze Katze wachsen werde. Sie erschrak darüber sehr, als sie aber fünfzehn Jahre alt geworden, erinnerte sie sich wieder dieser Prophezeiung und sah nach. Da fand sie wirklich unter dem Bauche ein zierliches schwarzes Pelzwerk von fein gekräuselten Haaren und mitten darinnen einen dünnen roten Streifen. Von dieser Entdeckung ganz

überrascht, lief sie sogleich zur Mutter und erzählte, daß ihr vor längerer Zeit ein Zigeuner gesagt, es werde ihr im sechzehnten Jahre eine schwarze Katze wachsen und wie sich dies nun auf einmal bewahrheitet hätte. Die Mutter lachte, hob hierauf ihre eigenen Röcke in die Höhe und sprach zur beängstigten Tochter: „Sei ruhig, mein Kind, sieh doch, auch ich habe eine solche Katze." — „Aber Mutter," rief hierauf verwundert das Mädchen aus, „wie groß die Deine doch ist! Und wie weit und schrecklich sie nur das Maul aufreißt!" — „Liebe Tochter," gab diese zurück, „warte nur ein wenig; wenn Deine Katze einst gleichfalls soviele Mäuse gefressen haben wird, wie meine hier, dann wird sie auch das Maul so weit aufreißen."

24.

Die angenähte Jungfernschaft.

Ein junges, hübsches Mädchen wurde bei einer alten Tante erzogen. Eines Tages erhielt sie nebst dieser, obwohl sie noch nie unter Fremden gewesen, eine Einladung zu einer Abendunterhaltung bei einem benachbarten Gutsbesitzer. Die Tante hielt es deshalb für nötig, ihr verschiedene Belehrungen zu geben und schloß den Fluß ihrer Ermahnungen und Anstandspredigten mit den Worten: „Vor allem hüte Dich viel zu tanzen, denn schon manches Mädchen hat dabei ihre Jungfernschaft verloren." Als nun am Abend das Mädchen durchaus nicht tanzen wollte und ihrem vorgesehenen Tänzer für den ganzen Abend einen Korb gab, befragte es dieser um den Grund, worauf ihm das gute Kind die eindringlichen Ermahnungen der Tante mitteilte. Der junge

Tänzer erwiderte, sie in ein Nebengemach führend: „Dagegen weiß ich zu helfen. Ich werde Ihnen Ihre Jungfernschaft annähen, so daß Sie sie gewiss nicht verlieren können.“ Diesen Vorspiegelungen glaubte sie wirklich und der Jüngling opferte der Liebe, so oft er nur konnte. Sie waren jedoch noch nicht lange in den Tanzsaal zurückgekehrt, um endlich auch dem Tanzvergnügen zu fröhnen, als plötzlich die junge Dame sagte: „Lieber Freund, ich glaube, meine Jungfernschaft sitzt noch nicht fest genug und es wäre wohl gut, wenn Sie mir dieselbe noch einmal nähen wollten.“ — „Ich muß bedauern,“ erwiderte hingegen der Herr, „daß mir der Zwirn alle geworden ist.“ — „Ach, Sie Spötter,“ meinte sie lächelnd, „wie können Sie mich nur so belügen? Ich fühlte ja doch ein Paar so schöner und dicker Knäulchen noch!“

25.

Das Zaubermittel.

Ein Märchen.

'S war oamal a mächtige Königin, dö in oan'm wunderschön' Gschloß gwohnt hat und bereits a Wittib war. Sie hätt wohl gern wieder heiraten wöllen und hat deswegen alle Prinzen von der ganzen Welt aufgfodert, zu ihr z'kummen, damit s' unter eahna wählen kann. Weil aber koan oanziger davon fürs Bett a tüchtiger Kerl war, so hat s' alle wieder furtgschickt und sich vürgnummen, nur den z'heiraten, der s' dö ganze Nacht hindurch unterhalten kann, ob er hiatzt a a Prinz is oder a der letzte Halter[1]) in ihr'm Reich. So is s' halt ziemlich lang Witfrau blieben, nachdem s' koan'n gfunden hat, der ihr

recht war, bis s' oan's Tags gegenüber vom Gschloß oan'n jungen Burschen siacht, der durt sei' Notdurft verricht't. Dabei hat er so a steirische Hosen anghabt, wo anstatt 'n Hosentürl a Fleck is, der rechts und links oan'n Schlitz hat und oben mit a paar Knöpf festghalten wird. Als d'Königin hingschaut hat, hat er sich grad den Fleck auffi gnestelt, aber af oamal, wie er soumbandlt[2]), schliaft[3]) eahm halt der Vogel[4]) af der linken Seiten aussi und kimmt, wie er 'n einigibt, glei wieder beim rechten Schlitz vüra[5]), weil eahm d'Hosen soviel dabei umanand grutscht is. „Was," denkt sich d'Königin, wie s' dös siacht, „der hat am End gar zwoa? War' 's da vielleicht nit do am besten, wann i mir 'n auffa ruafen liaßat?[6])" Und wie sa sich[7]) denkt hat, so tuat s', laßt sich den Burschen kämma und fragt 'n, ob er denn wirkli zwoa hätt, weil s' gsehgn hat, dass er ja unten zwoa einigsteckt hat. Der Bursch kennt sich aber z'erscht[8]) nit aus und gibt koan Antwurt, so daß d'Königin glaubt, er tat[9]) sich schenieren und wollt' d'Wahrheit nit sagen. „Geh", moant drum d'Königin, „scham[10]) Di' do' nit und sag's, obs wahr is, denn wannst wirkli zwoa hast, so möcht i Di' gern heiraten". – „Oho! Da kinnt i ja gar no' heut a König werden", denkt sich af dös der Bursch und sagt hiatzt natürli glei ja. Da is d'Königin voller Freud gwest, hat 'n bei ihr ghalten und is mit eahm, weil er ihr versprochen hat, dass er 's d' ganze Nacht abwechselnd mit allen zwoan toan wird, an demselben Tag in d'Kirchen gfahren und hat Hochzeit ghalten, so daß aus dem armen Teufel af oamal a reicher König worden is.

No, 's hat nit lang 'dauert, is eahm dö Gschicht schon recht z'wider[11]) worden. Weil d'Königin fest glaubt hat, daß er wirkli zwoa hat, so hat s' 'n immer d' ganze

Nacht sekkiert, er soll sich mit ihr unterhalten. Wann er nämli mit oan'm ferti war und rasten hat wöllen, da hat s' 'n glei wieder an'trieben, daß er 'n zweiten nehmen soll, und so is eahm halt nix anderschts[12]) überblieben, als daß er d' ganze Nacht mit sein'm furt'tan hat, damit er sich nit verrat't. Natürli hat er bald gspürt, daß er dös nit allweil so machen kann und dran denkt, wie er sich von dem Versprechen losschraufen[13]) kinnt'.

Dös is freili nit so leicht gwesen, wie's ausgschaut hat, denn er hat all's mögliche probiert, ohne daß's eahm 'was gholfen hätt. Endli hat er von oan'm alten gwaltigen Zauberer ghört, der verschiedene Mittel für Männer und Weiber ghabt hat. Zu dem is er 'gangen und hat eahm sei' Herzload[14]) 'klagt. „I kann Dir nur dös oane raten", gibt eahm der Zauberer zur Antwurt, „nimm Dir dös Manderl[15]) da und kurier Dei' Frau damit! Sagst nämli: Manderl steh auf! so geht 's im Moment in d'Höh und fickt[16]) ohne End furt. Erst wannst Du selber wieder sagst: Manderl leg dich! hört's af und legt sich drauf nieder". Da is der König nit wenig froh gwesen, hat 'n alten Zauberer viele Schätz' gschenkt und sich fest vürgnummen, dös Manderl no' döselbe Nacht bei sein'm Weib z'versuachen.

Und richti, wie er dös erstemal firti war und sie verlangt hat, daß er sofurt mit 'n zweiten anfangen soll, hat er anstatt sein'm dös Manderl einigsteckt und hoamli[17]) gsagt: „Manderl, steh auf!" Dös is a wirkli glei in der Höh gwesen und hat g'arbeit't. Nach oaner halben Stund is aber der Königin schon unhoamli worden und wie 's gar a Stund is gwest, da hat s' bereits allweil gsagt: „Hör auf! Hör auf!" Er hat dagegen 's Manderl nit aussetzen lassen und sich denkt: „Du muaßt mir heut oamal soviel

kriagen, daß Du ja von dö zwoa gnua hast und Di' mit oan'm zfrieden geben wirst." Drum hat er a no' nit afghört, wie s' 'n nach der zweiten Stund ganz verzweifelt bitt'[18]) hat, er möcht endli oamal ruhig sein, sondern wieder tan, als ob er selber no' recht viel Gusta[19]) hätt und dabei gmoant, daß er ihrs ja mit alle zwoa d'ganze Nacht hindurch versprochen hat und daß er deswegen heut a gar nimmer afhören wird. „O Gott und i stirb schon bald, wannst D' nit einhaltst!" sagt die Königin. „I bitt Di' drum tausendmal, hör auf, hör do' um Gotteswillen schon oamal auf!" — „Was i versprochen hab, dös muaß i halten," red't er ihr z'ruck. „Ach was Versprechen! I will nur haben, daß D' aufhörst und kümmer' mi' um dös Versprechen nit. Hör drum endli auf und laß mir oan'n Ruah!"[20]) — „Wann Dir alsdann an dem Versprechen so wenig liegt, so kannst mi' also a wieder davon entbinden, nit?" fragt er und denkt sich, daß hiatzt der Moment 'kämma is, wo er s' mürb gmacht hat. „Ja", sagt s' und seufzt und woant, soviel s' nur kann, „tua, was D' willst und glaubst, i brauch Dein'n zweiten nimmer und möcht nur haben, daß D' af der Stell aufhörst." — „So wir'[21]) i also aufhören, aber Du därfst unser Lebtag nimmer verlangen, daß i 's a mit 'n zweiten machen soll." — „Na, na, nimmermehr, nur hör schon oamal auf!" — „Bist also wirkli einverstanden?" „Aber ja", schreit s' und kennt sich hiatzt fast nimmer aus vor Verzweiflung. „Jessas Maria, hab i 's do' eh schon gsagt! Warum sekkierst mi' denn dann so lang, Du Teufelskerl, und hörst nit auf?"

Da hat er endli gsagt: „Manderl, leg dich!" und dös is sofurt umgfallen und hat aufghört. Darüber war d'Königin über alles froh, aber a er hat unserm Herrgott

'dankt, daß er sie von hiatzt an bloß mit sein'm oagnen und nit no' mit oan'm derlognen zweiten hat unterhalten müassen.

[1]) Hirte; [2]) zurechtrichtet; [3]) schlüpft; [4]) penis; [5]) hervor; [6]) ließe; [7]) sie sich; [8]) zuerst; [9]) täte; [10]) schäme; [11]) unerträglich; [12]) anderes; [13]) losschrauben; [14]) Herzeleid; [15]) Männchen; [16]) coire; [17]) heimlich; [18]) gebeten; [19]) Gusto; [20]) der Niederösterreicher sagt manchmal statt „eine" Ruh auch „einen" Ruh; [21]) werde.

26.

Die Sünden am Wägelchen.

Ein Mädchen beichtet einem Kaplan seine Sünden und der neugierige Geistliche fragt sie auch um ihre Heimlichkeiten aus. „Hast Du einen Schatz?" fragt er sie. — „Gewiß", antwortet die Kleine. — „Und was tut ihr miteinander? Er geht wohl zu Dir fensterln?" — „Ja." — „Alle Tage!" — „Ja." — „Und bleibt er da beim Fenster oder kommt er zu Dir hinein?" — „Er kommt hinein." — „Wie oft ist er also schon bei Dir gewesen? Du mußt nämlich wissen, daß ich Dich nicht lossprechen kann, bevor ich nicht genau in Erfahrung gebracht, wie oft er bei Dir war." — „Ich bitt, das kann ich nicht auswendig sagen, aber wenn ich nach Hause gehen dürft, damit ich nachsehe, dann vermöchte ich Hochwürden die genaue Zahl anzugeben." — „Wieso?" — „Weil ich nämlich jedesmal, wenn er gekommen ist, einen Erdapfel hinter das Bett geworfen habe und die wollte ich eben zählen, damit wirs wissen." — „Du kannst sie mir ja auch bringen, damit ich selbst sehen mag, wieviele es sind." So ging also das Mädchen hin, lud die Kartoffeln in einem großen Sack auf einen Handwagen und fuhr

vor die Kirche. Der Kaplan, der schon neugierig war und beim Tore stand, begann alsbald nicht wenig zu lachen, als er diesen mächtigen Sack und das Mädchen sah, das sich beim Ziehen der Last sehr geplagt hatte und bereits in Schweiß geriet. Sie wurde deshalb über den Kaplan nicht wenig böse, sobald sie bemerkt hatte, daß er sie auslache und meinte unmutig: „Sie haben gut lachen, Hochwürden, ich aber nicht, weil ich noch einmal fahren muß.“

27.

Das Geständnis der Jungfrau.

Ein Offizier, der alle Freuden des Lebens im reichlichen Maße schon genossen hatte, sprach eines Tages den Wunsch aus, heiraten zu wollen, um auch die Annehmlichkeiten des eigenen Hausstandes kennen zu lernen. Da er den Geschmack an den gewöhnlichen Frauenzimmern verloren hatte, sollte es aber nur eine reine Jungfrau sein, die er zum Altar führen wollte. Lange forschte er deshalb unter allen Mädchen der Garnison und zeigte sich überaus wählerisch und vorsichtig, bis er schließlich einen hübschen Blondkopf fand, den er wirklich mit jenen Eigenschaften ausgestattet glaubte, die er von seiner Ehefrau zu verlangen sich vorgesetzt hatte.

Die Hochzeit wurde gehalten, aber bald schien es ihm ziemlich langweilig und fade, sich nur mit der eigenen Frau zu ergötzen und er begann sein altes Leben wieder. Die Frau verwaltete indessen das Geld selbst, weshalb er gezwungen war, sie jedesmal darum anzugehen, wenn er seinen Vergnügungen nachgehen wollte.

„Liebes Weib," sagte er dann immer zu ihr, „willst Du mir nicht fünf Gulden geben, damit ich mir den Säbel schärfen lassen kann?" Diese Ausrede gebrauchte er stets, so daß es ihr bald auffiel, wie oft ihr Mann sich den Säbel schleifen ließ, um die Soldaten damit kommandieren zu können. Obwohl sie also die Lüge anfangs wörtlich nahm, erriet sie endlich doch den wahren Sinn der Worte und beschloß, ihm nicht gerade seiner Vergnügungen, sondern nur der Höhe seiner Ausgaben wegen Vorwürfe zu machen. Als er daher wieder zu ihr trat und sprach: „Liebes Kind, willst Du mir nicht fünf Gulden geben, damit ich mir den Säbel schärfen lassen kann?" gab sie zur Antwort: „Wie, Du verlangst schon wieder so viel Geld von mir? Glaubst Du, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke Du es brauchst? Aber ich sage Dir, daß es nicht nötig ist, soviel auf einmal für diese Sache auszulegen, denn auch mir haben die Kadetten und Offiziere, wenn sie zu mir, bevor ich Dich geheiratet habe, gekommen sind, niemals fünf Gulden bezahlt."

Also wußte er jetzt, welch reine Jungfrau er zum Weibe genommen hatte.

28.

Der eigensinnige Jude.

Itzig und Sarah liegen im Bette. Itzig wäre gern aufgelegt zum — —, greift hinüber und sagt: „Geh, Sarah, mach' mar an Dreier!"[1]) — „Laß mich in Ruh," schreit sie entsetzt, als sie sieht, was er vorhat. Nach einer Weile guckt sie jedoch hinüber und erblickt den Samenspender, der sich in straffster Spannung befindet. Gleich ruft sie daher Itzig zu: „Na, so komm, spiel'n

mar an Dreier!" Jetzt ist es aber Itzig, der sich den Kopf aufsetzt. „An Schmarn!"[2]) schreit er, spuckt sich in die Hände und spielt

ä Solo.

[1]) Machen wir einen Dreier (coitieren wir dreimal). [2]) Soviel wie: Nichts da!

29.

Das Erlebnis des Kaufmanns.

Ein Kaufmann, mit Namen Drucker, übernachtete einst auf seiner Reise im Gasthofe einer kleinen Stadt. Infolge seines verliebten und lebhaften Temperaments machte er sich bald mit dem hübschen Dienstmädchen des Hauses bekannt, so daß er von ihm die Erlaubnis erhielt, es nach zwölf Uhr nachts besuchen zu dürfen. Die Stunde schlägt und Drucker begibt sich in der Dunkelheit auf den Weg, verfehlt jedoch die rechte Türe und kommt in ein Zimmer, wo er im Bette ein weibliches Wesen findet, bei dem er zur vollkommenen Zufriedenheit desselben seine Kräfte probiert und nach vollendeter Arbeit, nachdem er noch zuvor der Zufriedenen einen Taler in die Hand gedrückt, das Zimmer verläßt und sich schlafen legt. Am nächsten Morgen weckt ihn dagegen das Stubenmädchen, das ihm mit zitternder Stimme erzählt, daß in der verwichenen Nacht die siebzig Jahre alte Großmutter des Wirtes gestorben sei und daß man in deren Hand wunderbarer Weise einen Taler gefunden habe. Drucker wunderte sich ebenfalls nicht wenig, konnte sich aber jetzt auch erklären, warum das unbekannte weibliche Wesen während der Arbeit immer vor sich hingemurmelt hatte: „O Tod, wie süß ist dein Stachel!"

30.

Die angeführte Frau.

Eine Berlinerin erzählte ihrer Freundin, wie sie von ihrem Mann in den April geschickt wurde. „Sehe Se, liebe Freundin, ick liege schon im Bette, et mogte so um halber zwelbe sein, da kommt mein Mann zu Hause, wie immer natürlich besoffen und stellt sich vor mein Bett. „Na, wat willst Du denn?“ sag ick. Sagt er druf: „Dreh Dir mal um, ick will Dir ficken.“ Ick denke: „Der Affe laust mir, hat mir noch nich ein einzigesmal berührt un heute kommt er!“ Nu aber ick überleg wieder: „Du willst et doch mitnehmen.“ Dreh mir also ’rum und deck das Hemde uf. Nimmt der Kerl de Mütze, schlägt mer uf de Kute[1]) un ruft: „Angeführt—April! April!“

[1]) vulva.

31.

Die Beschwerde der Äbtissin.

Eine Äbtissin hatte im Siebenjährigen Kriege ein Kontingent von sechs Mann Kavallerie zu stellen und erhielt den Befehl, den Abgang dieser Mannschaft zu ersetzen. Sie kam deshalb beim Reichstage mit einer Vorstellung ein und sagte darin: „Da die Kaiserlichen solange bei mir gelegen und ich auch nachher die Franzosen[1]) ebensolange gehabt habe, so bin ich außer stande, noch einen einzigen Mann aufsitzen zu lassen.“

[1]) Syphilis.

32.
Der Eiffelturm.

Zwei Eheleute wollen sich den Eiffelturm ansehen und sollen deshalb zeitlich früh aufbrechen. Der Mann liegt aber noch im Bette und streckt sich, während die Frau bereits auf den Beinen ist und sich ankleidet. Um ihn aufzubringen, wendet sie sich daher an ihn und fragt: „Nun, willst Du noch nicht aufstehen, damit wir den Eiffelturm heute einmal wirklich sehen können?“ Als sie dagegen die Bettdecke in die Höhe hebt, damit er sich erheben soll, bemerkt sie, wie das geliebte Ding ihres Mannes eben kerzengerade dasteht. Da wirft sie sich sofort wieder aufs Bett hin und ruft: „Ach was, wenn das so ist, bleiben wir freilich lieber zu Hause! Denn der da steht nicht so lange und so oft wir wollen, aber der Eiffelturm wird gewiß noch länger stehn!“

33.
Der verspätete Jungfernschrei.

Ein Mann bittet um die Gunst eines Mädchens, das sich bei ihm als Jungfrau ausgibt. Sie gewährt seine Bitte und er gelangt zu seinem größten Erstaunen mühelos ins süße Loch hinein. „Nun, Sie sagten doch, daß Sie eine Jungfrau seien?“ fragt er sie. „Aaaaaa!!!“ schreit sie jetzt und meint hierauf: „Ich habe ja nicht gewußt, daß Sie schon drinnen sind!“

34.

Der sterbende Bauer.

A Bauer liegt im Sterben und tragt sein'm Weib allerhand auf, was s' ausz'richten hat, wann er tot is. „Und dann," moant er, „muaßt ja do' a wem haben, der Dir d'Wirtschaft weiterführt. Woaßt Du denn gar koan'n Menschen, den Du gern hätt'st und den Du heiraten kinntst[1]?" — „Mein Gott," sagt sie, „wie soll i oan'n wissen! Liaber Mann, i kann Dir wahrhafti koan'n sagen." — „Ah, i schon," red't der Bauer z'ruck und blinzelt mit d'Augen. „Woaßt, heirat'st halt 'n Hiasl." — „Ja, ja," sagt d'Bäurin hiatzt schnell drauf, „is wahr, an den hab i a schon öfter denkt."

[1]) könntest.

35.

Die beiden Konkurrenten.

Ein Reisender stieg in Budapest in den Zug nach Wien ein. Ihm gegenüber saß eine Dame, der er, da sie hübsch war, alsbald seine Anträge machte. „Doch bitte," antwortete sie, „seien Sie vorsichtig! Ich habe nämlich immer soviel Angst, daß mir ein Kind gemacht wird." Der Mann hatte jedoch augenblicklich keine jener so gut geeigneten Vorrichtungen bei sich, die in einem Falle, da Vorsicht geraten erscheint, so vorzügliche Dienste leisten, und mußte daher, um die Angst der Dame zu beschwichtigen, einige seiner Reklamezettel zu Hilfe nehmen, mit denen er sich sein Panier umwickelte und derart ausgerüstet hierauf an die Ausübung seines Herrenrechtes schritt.

Nachdem er aber in Preßburg Geschäfte halber sich verabschiedet und den Zug verlassen hatte, stieg zufälligerweise in einer der nächsten Stationen einer seiner schärfsten Geschäftskonkurrenten ein, der ihm namentlich in der Verbreitung von Reklamezetteln und sonstigen Anpreisungen seiner Firma den Rang abzulaufen suchte. Dieser setzte sich nun gleichfalls der Dame gegenüber, in der Absicht, ihr den Hof zu machen und hatte sie auch alsbald erobert. Doch sie bat diesmal nicht um Vorsicht, sondern kam jetzt über die Erwartung eines neuerlichen Genusses keineswegs auf derartige Gedanken.

Der Reisende rüstet sich also gleich zum Kampfe, da fährt er aber mit dem Ausrufe: „Was, zum Teufel, ist denn das nur?" sofort wieder heraus und zieht dabei eine ganze Papierrolle mit, die ihn somit augenscheinlich im weiteren Vordringen behindert haben mußte. Als er sie auseinanderfaltet und besieht, schüttelt er jedoch voll Verwunderung und zugleich vor nicht geringem Ärger den Kopf und spricht: „Das ist doch wirklich schon kurios! Wo nur der Kerl überall mit seiner Reklame hinkommt! Jetzt finde ich sie auch gar da drinnen!"

36.

Das beichtende Mädchen.

Ein Mädchen beichtet dem Pfarrer und erzählt, daß es einen Liebhaber habe. Der Pfarrer sagt ihr in gütigen Worten, sie solle ihn lassen und das Mädchen antwortet, daß ohnehin kein Tag vergehe, an dem sie ihn nicht lasse[1]). Bei dieser Äußerung wird der Herr Pfarrer,

dessen keusche Ohren nicht gewöhnt sind, solches zu hören, schamrot; er wehrt mit den Händen ab und spricht verwirrt: „O, nicht so, nicht so! Abbrechen!“ —„Wie?“ versetzt erstaunt das Mädchen, „abbrechen soll ich ihn? Ach, Hochwürden, der ist so steif, daß ich ihn nicht einmal biegen, viel weniger brechen kann!“

[1]) hier coire.

37.

Der Überfall.

A Knecht hats af a junge Dirn scharf ghabt, von der er gwißt hat, daß s' no a Jungfer is. Im Herbst, wie s' halt im Weinkeller soan und Moarsch[1]) ein'treten haben und der alte Großvater von der Dirn grad nach hinten tiaf in'n Keller 'gangen is, so daß dö zwoa ganz alloan waren, hat er sich a Kurasche gnummen und sich denkt: „Oamal muaß's do' sein.“ Packt 's Madel also gschwind und wirft s' afs Weinlab[2]) hin, daß s' z'erscht nit gwißt hat, was er will und ganz derschrocken da g'legen is. Dann als er zuchi[3]) 'kämma is, hat s' wohl gschrian: „Ähnl, Ähnl, Ähnl[4])!“ Glei drauf aber, als er in sein Gschaftl[5]) war, hat s' nur mehr ganz stad gsagt: „Äh . . . n . . . n . . .!! Äh . . n . . . n . . . Ä . . . Aaaaa!!!“

[1]) Maisch; [2]) Weinlaub; [3]) hinzu; [4]) Ahne = Großvater; [5]) Geschäft.

38.

Der angeklagte Kindesvater.

Ein junger Mann stand vor dem Richter wegen einer Alimentationsklage. „Herr kaiserlicher Rat“, entschuldigte

er sich, „es ist ganz unmöglich, daß ich der Vater des Kindes bin, denn ich habe ihn an jenem kritischen Tage vorsichtigerweise ins Hemd eingewickelt gehabt." — „Ist dies wahr?" fragt der Richter das Mädchen. — „Oh bitte, Herr Richter, es ist wahr, aber ich habe ihm, bevor er damit hineinkam, das Hemd wieder weggezogen."

39.

Die Beschwerde der Köchin.

Eine Berliner Köchin beschwerte sich vor Gericht, daß sie von einem jungen Menschen mit Gewalt geschwängert worden wäre. Als sie der Richter befragte, warum sie sich nicht gewehrt hätte, antwortete sie: „Wo konnt' ick denn det, Herr Richter? Mit der einen Hand mußte ick doch dat Hemde in die Höhe heben, un mit de andere half ick ihm hinein."

40.

Das Mädchen beim Weihbrunnkessel.

Zwoa Freundinnen gengan[1]) in d'Kirchen und dö oane tunkt[2]) sich glei d' ganze Hand in'n Weihbrunnkessel[3]) ein. „Was tuast denn da", fragt s' dö andere, „daß D' glei d' ganze Hand einisteckst?" — „No, woaßt, i muaß mir s' weichen",[4]) sagt s', „weil i heut Nacht mein'm Buam sein'n[5]) in d' Hand gnummen hab." — „Geh, Du Urschel",[6]) gibt d' zweite zur Antwurt, „da müaßt i alle Tag mit mein'm g a n z e n H i n t e r n ins Weichwasser fahren, weil i ja jede Nacht mein'm Hansl sein'n[5]) drinn' hab."

[1]) Gehen; [2]) taucht; [3]) in den katholischen Kirchen sind innerhalb des Einganges Steinschalen angebracht, in denen sich

geweihtes Wasser befindet, womit sich die Eintretenden besprengen [4]) weihen; [5]) Ergänze: penis; [6]) Urschel = dummes, geziertes Frauenzimmer.

41.

Eine Frage.

Ein Schauspieler, der fast beständig infiziert war, wollte heiraten. „Was zum Henker", sagte ein Berufskollege zu ihm, „bist Du toll! Warte doch wenigstens bis Du gesund bist. Willst Du denn, daß wir alle krank werden sollen?"

42.

Der Stier.

Ein Herr geht mit seiner Frau auf dem Lande spazieren. Sie kommen an einer Kuhweide vorüber, wo soeben der Stier einer Kuh fortwährend nachgeht. „Warum geht er ihr nach?" befragt die Frau ihren Mann. „Nun, er riecht es eben, daß sie brünstig ist", antwortet er. „Das ist nicht übel eingerichtet", meint die Frau.

Nach einer Weile, als sie in einen einsamen Wald gekommen sind, bleibt sie stehn und sagt: „Riechst Du nichts?" — „Nein", entgegnete er, „was sollte ich riechen?" — „Du riechst also wirklich nichts bei mir?" — „Nein." — „Dann bist Du wohl dümmer als der Stier", versetzt sie und geht geärgert weiter.

43.

Die Nonnen und der Leutnant.

Drei Nonnen, welche in einem Kloster wohnten, in dessen Nähe sich auch eine Kaserne befand, wurden

schon seit langer Zeit von einem Leutnant, der ein lustiger Bruder war, derb gehänselt. Daher beschlossen die drei, dem Leutnant ebenfalls einen Schabernack zu spielen, um ihm auf diese Weise mit einemmale zurückgeben zu können, was er ihnen seit so manchem Jahre angetan hatte. Sie verkleideten sich eines Tages als Generäle, setzten sich jede auf ein Pferd und ritten in die Nähe seines Wohnhauses. Als sie vorüberkamen, trat der Leutnant eben heraus und grüßte ehrfürchtig die ihm unbekannten Vorgesetzten. Die drei Nonnen dankten und die eine von ihnen rief den Leutnant zu sich, der sofort hintrat, abermals salutierte und sprach: „Was befehlen, Herr General?“ Da antwortete die Nonne lächelnd: „Da wir Sie, Herr Leutnant, nicht näher kennen und Sie uns wohl auch nicht, so sehen wir uns gezwungen, Ihren Gehorsam gegenüber Ihren Vorgesetzten zu prüfen und befehlen Ihnen daher, unseren drei Pferden den Hintern zu küssen.“ Was sollte der Offizier tun? Er hatte drei Vorgesetzte vor sich, die ihm einen Auftrag erteilten und den er als untergeordneter Soldat, dem ja der Befehl des Höheren das erste und letzte Gebot ist, unbedingt befolgen mußte, wenn er nicht seines Ranges verlustig gehen und mit Schande und Spott aus dem Heere gestoßen werden wollte. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als zu tun, wie ihm gesagt wurde und die Nonnen ritten hierauf lachend und hochbefriedigt über ihren gelungenen Streich davon.

Der Leutnant, dem die Sache natürlich sehr verdächtig vorkam und der sich sofort als das Opfer eines losen Scherzes ansehen mußte, konnte indes nicht ermitteln, wer die drei Generäle waren, die ihm so derb mitgespielt hatten, bis er eines Tages volle Bewußtheit

erlangen sollte. Als er nämlich wieder einmal vor dem Nonnenkloster vorbeiritt, die drei Nonnen erblickte und zu hänseln begann, mußte er zu seinem größten Entsetzen hören, wie sie unter lautem und spöttischem Gelächter „Arschlecker! Arschlecker!“ riefen und dazu mit den Fingern fortwährend Rübchen schabten. Schamrot im Gesicht und voll Ärger ritt er davon. „Jetzt weiß ich wenigstens,“ dachte er, „wer mir dies angetan hat! Doch sie sollen nicht lange ihre Freude haben, denn ich werde mich noch morgen rächen, selbst wenn es Graz gelten sollte![1]) Und bringe ich es nicht zuwege, so mag ich meinethalben der dümmste Kerl von der Welt heißen!“

Gedacht, getan. Am nächsten Morgen verkleidete er sich als Bischof und trat ins Kloster. Die Nonnen waren über den Besuch nicht wenig aufgeregt, zumal der falsche Bischof ihnen anordnete, daß sie sofort die Beichte bei ihm ablegen müßen. Die drei aber nahm er mit sich in ein besonderes Kämmerlein und erklärte ihnen, daß er hier ihre gemeinsame Beichte hören müsse, weil er sie als die größten Sünderinnen kenne, die jemals gelebt hätten. Und deshalb könnte er sie auch, erklärte er weiter, als er ihr Schuldbekenntnis gehört hatte, nur mit Hilfe des Bischofstabes lossprechen, weil Sünden, die so groß und schwer wären, wie die ihrigen, nicht durch den bloßen Segen getilgt werden könnten. Was dieser Bischofstab zu bedeuten hatte, sollten sie gleich erfahren, aber sie waren durchaus einverstanden, als der Bischof eine nach der anderen hinlegte und seine Lust mit ihnen befriedigte. Ja, es war ihnen nicht einmal genug damit, denn kaum hatte er die eine verlassen, riefen die beiden anderen schon wieder: „Mir noch ein bißchen! Ach, lieber Herr Bischof, mir noch ein bißchen!“ Das war

ihm eben recht, wenn er auch nicht soviele Kräfte aufbrachte, um alle Wünsche seiner drei Beichtkinder vollständig zu befriedigen. Dennoch verließ er sehr zufrieden den Ort und pries sich glücklich, daß seine Rache so vollständig gelungen war.

Jetzt ritt er also abermals in seiner Leutnantsuniform absichtlich am Kloster vorüber. Die Nonnen begannen ihn natürlich zu hänseln und schabten mit den Fingern Rübchen. Dann riefen sie so laut sie nur konnten: „Arschlecker! Arschlecker!" — „Mir noch ein bißchen! Mir noch ein bißchen!" antwortete er. Da wußten sie, daß er sich gerächt hatte und traten schnell zurück, während er sich lachend davonmachte. Der Zorn, den sie gegenseitig hegten, legte sich lange nicht, denn so oft der Leutnant vorbeikam, riefen die drei fortwährend: „Arschlecker! Arschlecker!" worauf er ebenso oft antwortete: „Mir noch ein bißchen! Mir noch ein bißchen!"

Schließlich sahen sie aber doch ein, daß diese fortwährende Feindschaft unnütz sei und schlossen daher wieder Freundschaft, die sich umsomehr bewährte, als sowohl der Leutnant wie auch die Nonnen wußten, welch lose Vögel sie alle miteinander waren.

---

[1]) „Und wenn es Graz gilt!" Österreichisches Sprichwort, das man aus der Zeit der Türkenkriege herleitet und soviel wie „Und wenn ich das Letzte einsetzen müßte!" bedeutet.

44.
Unseres Herrgotts Schwestern und sein Schwager.

Ein lustiger Kumpan beichtete einst einem Pfarrer, er habe sieben Jahre lang an Fasttagen Fleisch gegessen

und auch ebenso lange mit Weibern zu tun gehabt. Darüber war denn der gute Beichtvater nicht wenig entrüstet und erklärte, er könne ihn mit einem solchen Heuwagen voll Todsünden nicht so ohne weiteres lossprechen, es sei denn, daß er sich verpflichte, nunmehr sieben Jahre lang wieder Buße zu tun. Er müsse jedoch während dieser Zeit alles, was Fleisch heißt, meiden und sich insbesondere jede Berührung von Weibern versagen. Der Mann versprach ernstlich, nach dieser Vorschrift leben zu wollen und nahm sich überdies vor, um recht fleißig und ordentlich seine Buße verrichten zu können, in ein Kloster zu gehen und dort zu verbleiben. Er läutete demnach an einem Tore an und glaubte, daß er ein Männerkloster vor sich habe, aber alsbald kam eine Nonne heraus und fragte nach seinem Begehr. „Ich will in ein Mönchskloster gehen und sieben Jahre Buße tun", erklärte er. „Wenn Du Buße tun willst", antwortete die Pförtnerin, „so ist es wohl ein Ding, ob dies in einem Mönchs- oder Nonnenkloster geschieht. Wenn Du darum bei uns wohnen willst, so wirst Du hier noch immer Zeit genug finden, Dich für den Himmel vorzubereiten." Dem Manne leuchtete dies ein und er trat in das Haus, woselbst er überaus wohlwollend empfangen wurde. Die Nönnlein nahm es dagegen bald Wunder, daß er keine Fleischspeisen annehmen wollte und die Nacht hindurch fest schlief, ohne sich auch nur im geringsten um sie zu kümmern, obwohl sie mit ihm in demselben Zimmer lagen und von Zeit zu Zeit in recht merkwürdiger Weise stöhnten und seufzten, als ob ihnen etwas fehle. Deshalb fragten sie ihn am dritten Tag, warum er denn gar kein Fleisch essen wolle und keine von ihnen zur Bettgenossin begehre. Da erzählte er

ihnen von der Buße, die ihm der Pater auferlegt hatte und sprach: „Der Pfarrer hat mir insbesondere verboten, alles, was Fleisch heißt, zu essen und auch aufgetragen, kein Weib zu berühren.“ Da lachten die Nönnlein und sagten, er brauche sich darum nicht allzuviele Sorgen zu machen, denn dies sei gewiß nicht so strenge gemeint, als er glaube. Der Pfarrer habe doch nur gesagt, von allem, was Fleisch heißt, also von Rindfleisch, Kalbfleisch, Schweinefleisch und so weiter dürfe er nicht essen und habe somit sicherlich nicht auch die Hühner, Enten und Gänse darunter gemeint, die ja nicht Fleisch heißen. Und was die Weiber betreffe, so sei es auch keine Sünde, wenn man sich mit Nonnen unterhalte, denn diese seien keine gewöhnlichen Frauen, sondern des Herrgotts Schwestern. Folglich mag es für ihn nur die höchste Ehre sein, wenn er des Herrgotts Schwager wird. Das alles sah er ein und befolgte daher ihren Rat in jeder Richtung und jedem Stücke.

So lebte er denn wie Gott in Frankreich, konnte nicht genug Hühner, Enten und Gänse essen und mußte der Liebhaber sämtlicher Nonnen des Klosters sein. Dabei glaubte er jedoch immer, sich streng an die Vorschriften seiner Bußübungen zu halten. Das ging so die sieben Jahre hindurch, bis diese endlich herum waren und er Abschied nehmen mußte, um sich vom Priester seiner Sünden ledig sprechen zu lassen. Der alte Pater erkannte ihn natürlich sogleich und fragte, wie er seine Buße verrichtet habe. Er müsse sich nicht gerade zu viel kasteit haben, denn er sehe vortrefflich aus. „Ich habe kein Fleisch gegessen, sondern nur Hühner, Enten und Gänse“, bekannte er. „Wie“, fragte der Geistliche, „und das ist kein Fleisch?“ — „Nein! Hochwürden

haben ja gesagt, ich müsse nur alles das meiden, was Fleisch heißt, nicht aber gerade das, was Fleisch ist." — „Und wie hast Du es denn mit den Weibern gehalten? Bist Du meinem Verbot getreulich nachgekommen?" — „Ich habe die Nonnen des Klosters jede Nacht gehabt und hätte in diesen sieben Jahren noch mehr leisten sollen, als ich gekonnt habe." — „Nun, da kann ich Dich nicht lossprechen", erwiderte der Priester, „denn Du bist der loseste Vogel, den ich kenne. Darum wirst Du auch in die Hölle fahren und dort für ewig verdammt bleiben." — „Nicht doch, Hochwürden", wendete der Mann ein, „ich kann durchaus nicht daran glauben und wenn mich auch Hochwürden noch so tief in die Hölle verwünschen, wird mich doch unser Herrgott bald wieder herausholen." — „Wie meinst Du das?" fragte erstaunt der Priester. „Nun, ich denke", versetzte der andere, „daß er wohl nicht, wenn er sich selbst der wildfremdesten Menschen annimmt, einen Verwandten in der Hölle sieden und braten lassen wird, der mit seinen Schwestern verheiratet war und demnach sein leibhaftiger Schwager ist." Da mußte der Beichtvater den Mann lossprechen und ziehen lassen, weil es ihm nicht möglich war, gegen solche Argumente aufzukommen.

45.
Das Untier.

A Schuastamoasterin hats mit 'n Gsellen ghalten und der Lehrbua hat dö zwoa oamal derwischt, wie s' grad beinander glegen soan. „No, warten S' nur, Moastarin, dös wir' i 'n Moaster sagen!" ruaft er und will 's wirkli glei tratschn[1]). „He, Bua", schreit eahm d'Moasterin nach, „kriagst oan'n Gulden, wannst[2]) es nit tratschst". —

„Oan'n Gulden? Ja, wann S' mir 's a oamal probieren lassen[3]), so will i nix verraten". — „Guat", sagt d'Moasterin, damit s' von ihr'm Mann koane Schläg' nit kriagt und denkt sich dagegen dabei: „I wir' Di' schon no' drankriag'n, Lausbua!"

Aft hat er s' natürli allweil sekkirt und sie hats von oan'n Tag am andern verschoben, weil er aber schließli do' nimmer nachgeben hat, so is s' am Fischmarkt 'gangen, hat a paar Karpfen kaft[4]) und 'n Kopf vom größten sich aufghoben. Dann hat s' 'n Buam gruaft und gsagt, daß s' eahm 's hiatzt geben will. Der is voller Freud gwesen, rutscht glei af sie auffi und will sein'n Mann stellen. Sie tuat aber gschwind den Fischkopf vür[5]) und der arme Bua kimmt g'rad ins Fischmäul eini[6]) und reißt sich sein'n[7]) so auf, daß er ganz bluatig is und den Moment wieder aussafahrt[8]). „O weh, o weh", jammert er, „is denn dös wirkli so? D'Leut' sagen do', daß 's so gut sein soll!" — „Freili", moant d'Moasterin, „is 's nit anderscht und hiatzt woaßt wenigstens, daß man af dös nit so neugieri sein soll". — „I wir' mer 's mirken[9])," denkt sich der Lehrbua und nimmt sich fest vür, sein Lebtag nimmer mit oan'm Frauenzimmer 'was z'toan z'kriagen.

Etliche Jahr' dana', wie er schon a Gsell war und zwanz'g Jahr' 'zählt hat, is dagegen sei' Vader gsturben. Da hat er das väterliche Gschäft übernummen und hätt also a heiraten sollen, damit d'Wirtschaft in Gang bleibt. Aber er hat nix davon wissen wollen, bis eahm d'Muatter do' so lang zuag'red't hat und er sich a Weib gnummen hat. Wie d'Hochzeit vürbei war, wart't s' halt von Tag zu Tag, daß er sein'n ehelichen Pflichten nachkimmt, aber der Schuaster hat nix dergleichen 'tan, is im Bett neben ihr wie a Stückl Holz glegen, hat dö ganze Nacht

wie a Ratz gschnarcht[10]) und a beim Tag sie nit mit oan'm oanzigen Finger ang'rührt, so daß dös Weibsbild nit gwißt hat, ob er a Mann is oder nit. Dös is ihr natürli z'dumm worden und sie hat sich denkt, eahm dös Gspiel[11]) oamal z'zoagen[12]), damit er siacht, daß sie dös a hat, was alle Frauenzimmer, und wann s' a sunst koan'n Kreuzer Geld nit haben, in 'n heiligen Ehstand ohne Ausnahm mitbringen müassen.

Sie stellt sich dafur, als er 'grad am Schuasterbankl hockt und fest arbeit't, gegenüber af den großen Kachelofen und tuat d'Kitteln in d'Höh. Der Schuaster schaut von sein'm Stockerl[13]) auffi und derschrickt nit wenig: „Ui jegerl", sagt er, „da is 's ja dös grausliche[14]) Viech, dös mi' damals so 'bissen hat! Hat dös aber a trum Goschen!'[5]) Gelt, willst mi' vielleicht wieder beißen? — Ja, Schmarrn! Mi' wirst nimmer dran kriagen, weil i nit so dumm bin und dir wieder am Leim geh!" Drauf steht er af, nimmt a Holzklötzerl[16]) in d'Hand und denkt sich, er wird das kohlschwarze Rabenviech a bißel für oan'n Narren halten, damit 's bissig wird und in dös Holz beißen sollt. Da möcht er dann dazua recht lachen und hätt eahm a z'gleicher Zeit hoamzahlt, was 's eahm vor Jahren bei der Moasterin an'tan hat. Aft geht er hin und stierlt[17]) mit dem Hölzl drin um. Sei' Weib fangt aber, wie s' siacht, was der Narr da treibt, so ins Lachen an, daß ihr dabei a recht großer Schoaß[18]) auskimmt. „Aha", schreit er und springt augenblickli weg, „hörst es, wie 's brummt! Hätt i eahm nur dazua mein'n Finger hinghalten, dös Viech möcht mir 'n hiatzt in sein'n Zurn[19]) gwiß a no' ab'bissen[20]) haben!"

---

[1]) Verraten; [2]) wenn Du; [3]) d. h. coitieren; [4]) kauft; [5]) vor; [6]) hinein; [7]) Ergänze: penis; [8]) herausfährt; [9]) Ich werde es mir

merken; [10]) wie eine Ratte geschnarcht; [11]) Gspiel = verworrene Sache, hier vulva; [12]) zu zeigen; [13]) dreifüßiger Schemel; [14]) ekelhafte; [15]) übermäßig großes Maul; [16]) Holzklötzchen; [17]) wühlt; [18]) ventus; [19]) Zorn; [20]) abgebissen.

46.

Die Unterweisung.

A Bauernsuhn hat gheirat't, aber nix mit sein'm Weib anz'fangen gwißt. Dö is deswegen zu seiner Muatter 'gangen und hat sich beklagt, daß er s' dö ganze Nacht mit koan'm oanzigen Finger nit anrührt. „Laß 's guat sein", sagt d'Muatter zur Schwiegertochter, „i wir' 's schon machen, damitst[1]) mit eahm zfrieden sein sollst." Ruaft also ihr'n gscheiten Suhn und fragt 'n, warum er sein Weib nit anrührt. „Geh, Muatter", sagt er, „was soll mer[2]) denn mit so oan'm Frauenzimmer anfangen?" — „Du bist aber dumm", red't d'Muatter z'ruck, „mach 's do' mit ihr wie 's der Hahn mit den Hendeln[3]) macht, dann wird 's ihr schon recht sein!"

Wie er dös hört, geht er hoam, nimmt bei der Nacht sein Weib, draht[4]) s' um, packt s' bei d'Haar, beutelt s' so fest, als er nur kann und beißt s' dabei so stark ins Gnack[5]), daß s' zum Schreien anfangt.

Am andern Tag rennt s' natürli wieder zur Schwiegermuatter und klagt über den groben Lümmel. „Da bleibt uns nix anderschts über," moant d'Bäurin zu ihr'n Mann, „als daß mer 's 'n Hiasl selber zoagen." Drauf tragt s' ihr'm Buam af, er soll a Latern' nehmen und mitgehn. Sie führen 'n af 'n Heuboden auffi und der Vader zoagt eahm 's durt an der Muatter, wie er 's mit sein'm oagnen Weib machen muaß. Kam[6]) hat der

Vader aber d'Muatter vor sein'm leiblichen Suhn pudert,[7]) damit er 's a lernen soll, sagt der Hiasl zum Vadern: „Guat, Vader, hiatzt laß mir 's aber a z'erscht bei der Muatter probieren, damit i 's dann mit mein'm Weib besser kann." Da lacht der Vader nit wenig über den Kerl[8]) und sagt natürli na.

Döselbe Nacht no' nimmt dagegen der Bauer sein jung's Weib, laßt 'n Knecht d'Latern' tragen und alle drei z'samm' steigen af 'n Heuboden auffi. Als der Bauer mit seiner Arbeit[9]) fertig is, nimmt er selber d'Latern' in d'Hand und moant zu sein'm Knecht: „So, siachst, hiatzt will i Dir d'Latern' halten, damitst Du 's a bei mein'm Weib probieren kannst, af daß D' 's bereits im voraus woaßt, wiest es machen muaßt, wannst oamal heirat'st."

[1]) damit (es) du; [2]) man; [3]) Hennen; [4]) dreht; [5]) Genik; [6]) kaum; [7]) pudern=coire; [8]) beschränkter Mensch; [9]) d. h. mit dem Coitieren.

47.
Gefunden.

Oan'm saubern Bauernmadl hat ihr Pfarrer oan'n von seine Beichtkinder zua'bracht[1]), der zwar a frummer Bursch, aber sunst a rechter Tepp[2]) war und a nix vom Unterschied zwischen Mann und Weib gwißt hat. Deswegen is sich a bald das Weib zum hochwürdigen Herrn beschweren 'gangen, der 'n Mann ruafen hat lassen und zu eahm sagt: „Mei' liaber Hansl, Du hast ja Dei' Weib nit bloß zum Essen, sondern daß D' a bei der Nacht mit ihr was toan kannst. Du gehst drum oanfach her und suachst Dir z'allererscht[3]) das Löchl mit 'n Finger und was D' dann drauf z'toan hast, wirst eh wissen." — „Is

schon recht," gibt der Hansl zur Antwurt und will 's wirkli so machen, fahrt aber z'weit[4]) z'ruck und kimmt mit 'n Finger in 'n Hintern.

Das Weib laft[5]) natürli wieder zum Pfarrer, beklagt sich d'rüber und der Hansl wird zum zweitenmal g'ruaft. „Du muaßt von der Brust af 'n Bauch". belehrt 'n der geistliche Herr, „und von durt immer weiter abi[6]) fahren, bis D' zum ersten Loch kimmst, wo Du dös Ding[7]), das D' da unten abihängen hast, ansetzt und damit hin- und herschiabst". — „Aha, hiatzt versteh i dö Gschicht schon", ruaft der Hansl, tuat wie eahm der Pfarrer angeben hat, trifft richti ins Loch und vögelt sein Weib.

Voller Freuden d'rüber rennt er glei zum Pfarrer und ruaft: „Hiatzt hab i 's endli gfunden, Hochwürden! Aber dös Luader[8]) hats ja in oan'm verzwickten und kohlschwarzen Haarschüppel[9]) eing'wickelt ghabt."

---

[1]) zugebracht; [2]) beschränkter Mensch; [3]) zu allererst = zunächst; [4]) zu weit; [5]) läuft; [6]) hinab; [7]) penis; [8]) Luder, Bezeichnung für ein unordentliches Frauenzimmer, hier spaßhaft gebraucht; [9]) Haarbüschel = Schamhaare.

48.

Er kann es besser.

Zwoa Bauersleut haben oan'n Suhn ghabt, der heiraten hätt sollen, aber nix davon verstanden hat. Alsdann haben sa[1]) sich vürgnummen, eahm 's z'lernen. D' Muatter legt sich in's Bett, und der Vader laßt 'n Buam af sie auffisteigen und zoagt eahm, wie er dö Gschicht machen soll. 'S dauert nit lang, is der Bua der Sach' af 'n Gschmacken[2]) kämma und g'rat[3]) in d'Hitz. „He, he!" schreit der Vader und will 'n abhalten. „Aufhören! Auf-

hören!" — „Geh weg," sagt d'Muatter und stößt 'n Vadern danni[4]), „er kann 's eh schon besser wie Du!"

[1]) sie; [2]) Geschmack; [3]) gerät; [4]) von dannen = hinweg.

49.

Der Trommelwirbel.

Ein junger Jude, der eine Braut hat, aber nichts vom Geschlechtsverkehr versteht, wird deshalb von seinem Vater zu einem Freudenmädchen geführt, das ihn unterrichten soll. Der Alte nimmt sich eine Trommel mit und sagt, bevor das Mädchen mit der Unterweisung beginnt, zu seinem Sprößling: „Mein lieber Sohn, Du mußt es nämlich genau so machen, wie ich trommle. Du darfst daher auch keinen Takt auslassen, noch einen überholen." — „Gut," sagt der Bursche und tut, wie der Vater den Takt schlägt. Plötzlich ruft er ihm aber zu: „Tateleben, schlag jetzt an 'n Wirbel, mir kommt 's schon!"

50.

Er fürchtet sich.

Der Michl und der Hansl soan Brüader, und als oan's schöns Tags der Michel heirat't, fragt der Hansl, der a Jungg'sell is und dö ganze Gschicht no' nit kennt, wie denn dös Heiraten sein muaß, daß 's alle Leut so gern toan. „No, woaßt, Hansl," sagt der Michel, „i wir' Dir 's halt zoagen, damitst es a oamal kenna lernst," und führt 'n in sei' Brautkammer, wo a Stockbett steht, dös soan nämli zwoa Betten, dö überoanand stehngan[1]), und laßt 'n Hansl ins obere steigen, derweil sich er und sei'

neuchs[2]) Weib ins untere legen. Der Hansl, der sich schon damisch[3]) g'freut, hat sich deswegen oan'n Plutzer[4]) voll Most mitgnummen und oan'n Kas'[5]) und a Mugl[6]) Brot dazua.

Wie also der Michel im untern Bett sei' Weib pudert hat, is sie no' lang nit damit z'frieden und legt sich z'letzt no selber af eahm auffi und sagt voll Begier: „Geh, stich no' mal auffa, Michel, stich nur fest auffa!" — „He, was?" schreit der Hansl af oamal oben, wie er dös hört, und kriagt a Heidenangst, daß er beinah in d'Hosen tuat, „was? Wannst mi vielleicht derstechen willst, Michel, so hau i Dir den Plutzer am Schädel!"

---

[1]) übereinander stehen; [2]) neues; [3]) unsinnig, übermäßig; [4]) Plutzer, ein dicker irdener Weinkrug mit sehr engem und kurzem Halse; [5]) Käse; [6]) großes Stück.

51.

Der Amerikaner.

Zwei Bauern, ein armer und ein reicher, sind seit langer Zeit Nachbarn und leben im besten Einvernehmen miteinander. Doch, da der Reiche ein Geizhals ist und nichts von der Gattenpflicht versteht, hat er auch keine Kinder, während der Arme nur allzu reichlich damit gesegnet ist. Das ärgert die reiche Bäuerin und sie dringt in ihren Mann, daß sie auch Kinder bekomme. „Wie sollen wir dies anfangen?" fragt ihr Mann. „Wenn Du es nicht weißt," antwortet sie, „so gehe zu unserm Nachbarn, dem Armen, und lasse es Dir von ihm erklären, denn der muß es doch verstehen, wenn er soviele Kinder besitzt." Dies sieht der Reiche ein und er geht zum Armen hinüber, um ihn über die Sache näher auszuforschen.

„Wenn Du mir fünfzig Taler gibst," versetzt dieser, „so will ich Dir das Geheimnis verraten." Da kratzt sich der Reiche hinter'm Ohr und will nichts hören, aber sein Weib setzt ihm täglich so zu, daß er sich endlich herbeilässt, das Geld herzugeben. „Nun will ich Dir 's sagen," spricht der Arme. „Es kommt nämlich jedes Jahr ein Amerikaner ins Dorf, der die Kunst des Kindermachens vortrefflich versteht. Ich habe ihn freilich schon seit einiger Zeit nicht gesehen, aber er muß bald wiederkommen und ich werde ihn Dir dann bestimmt hinüberschicken, sobald ich ihn sehe."

Nicht lange danach kommt ein Handwerksbursche durch das Dorf. Er scheint ein pfiffiger Kerl zu sein, weshalb ihn der Arme zu sich hinein ruft und ihm den Auftrag erteilt, zu dem Reichen zu gehen und sich als Amerikaner auszugeben, der die Kunst des Kindermachens verstehe. Der Bursche, welcher schon Hunger nach einem Weibe hat, sagt freudigst zu und begibt sich hinüber. Der Reiche ist von dem geschickten Amerikaner entzückt und läßt ihn ruhig über sein Weib, das gleichfalls einverstanden ist. Während er aber so oben liegt, fällt ihm ein, dem dummen Bauer, damit er ihn nicht als bloßen Zuschauer bei sich habe, auch ein Geschäft zu übertragen und befiehlt ihm, den Hodensack zu halten. Sehr geschmeichelt durch diesen Auftrag, weil er glaubt, nun auch eine wichtige Rolle beim Kindermachen spielen zu dürfen, nimmt der Reiche den Hodensack des Handwerksburschen in die Hand und dieser fügt hinzu: „So mußt Du es nämlich auch machen, wenn Du Dir die Kinder später selber machen willst."

Dies merkt sich der Bauer und er beschließt, gleich am nächsten Tage diese Kunst selbst zu probieren. Als

er aber auf seinem Weibe liegt, sieht er ein, daß er sich den Hodensack mit der eigenen Hand nicht halten kann und da er auch augenblicklich keinen dritten Menschen im Hause hat, dem er diese wichtige Verrichtung übertragen könnte, so kommt er auf den Gedanken, sich den Hodensack mittelst eines Strickes, den er an der Zimmerdecke befestigt, emporheben zu lassen. Auf diese Weise glaubt er, jeder Hilfe entbehren zu können und der Vorschrift Genüge zu leisten. Weil er jedoch ziemlich schwer ist und auch nicht fein dabei zu Werke geht, so fällt die Bäuerin im Bette durch und der Mann hängt am Stricke in der Luft. „Schneid ihn ab, schneid ihn rasch ab!" ruft er seinem Weibe zu und windet sich bereits in den größten Schmerzen. Schnell holt sie ein Messer und da sie glaubt, er habe seinen Vogel gemeint, den sie abschneiden soll, setzt sie also an und — rutsch! — ist das arme Tier weg. „Ach," jammert der Bauer, der auf die Erde gefallen und ganz blutig ist, „was hast Du getan? Mit was soll ich jetzt meine Kinder machen?" — „Mein Gott," antwortet sie, „ich habe ihn doch nur abgeschnitten, weil Du fortwährend geschrien hast: Schneid ihn ab! schneid ihn schnell ab! Aber Du brauchst deshalb nicht allzuviel zu jammern, denn, wenn Du jetzt, wie Du sagst, keine Kinder mehr machen kannst, so holen wir einfach den Amerikaner wieder, damit dieser sie macht. Du kannst ihm ja dann immer noch den Hodensack halten und Dich auch sonst dabei nützlich erweisen."

52.

Die gerupfte Henne.

Oan'm Bauern sei' Suhn hat sich beklagt, daß eahm dös Boa'[1]) unten allweil steht und nie abigehn will. „No“, sagt der Vader zu eahm, „da fahr halt mit dem Fadl[2]) Holz in d'Stadt eini, stell Di' damit am Markt und verkaf's. Wannst es af d' Nacht weg hast, so schaust' Di' a bisserl in dö Gassen drinn um, ob Dir nit irgendwo a Frauenzimmer winken tuat. Zu der gehst dann oanfach hin und sagst, daß d' vögeln willst. Drauf wird Dir Dei' Boa' schon wieder abigehn.“

Glei am andern Tag fahrt also der Michel in d'Stadt und stellt sich mit sein'm Holz am Markt. Es dauert nit lang, da winkt eahm d'Wirtin von dem Wirtshaus daneben, weil ihr das Fadl grad gfallen hat und sie a Brennholz 'braucht hat. Der Michel rennt sofurt hin und dö Wirtin sagt zu eahm: „Wie teuer verkafst Du dö Fuhr da, Bauer?“ — „Um fünf Gulden,“ gibt er zur Antwurt. Da zahlt s' eahm das Geld af der Stell' aus, aber der Michel is der Moanung[3]), er muaß hiatzt a sagen, daß er vögeln will, weil s' eahm ja g'wunken[4]) hat. „He,“ moant er drum, wie sich d'Wirtin wieder umdraht und ins Haus geht, „i wollt no' bei Enk[5]) vögeln.“ D'Wirtin, dö natürli an so 'was nit denkt, glaubt, daß er Vögeln essen will, laßt eahm a alte Henn' a'stechen[6]) und brat't s' und der Michel setzt sich zum Tisch und ißt.

Wie er drauf in der Fruah hoamkimmt und sei' Geld 'n Vadern a'liefert[7]), fragt 'n der selbstverständli, ob er a bei oan'm Frauenzimmer war und hiatzt 's Vögeln schon 'kost't hat. „Ja,“ sagt er, „sie is nit schlecht gwest, aber gar z'guat hat s' mer grad nit gschmeckt; 's war nämli a Alte und schon a bisserl zach[8]). I woaß's nit, 's scheint

mir a dafür dös Boa' unten nit recht abigehn z' wollen." — „Du Teufelskerl," lacht der Vader, „Du sollst halt alle Tag so 'was haben, nit?" und schickt 'n also 's nächstemal wieder in d'Stadt, damit dem armen Buam dös Boa endli do' oamal nit allweil stehn soll.

No richti, dösmal trifft er wirkli a Hur, dö eahm winkt und sogar a Busserl[9]) zuawirft. Der Michel geht hin und sie fragt 'n glei, no' bevor er selber 's Mäul aufmacht, ob er vögeln will. „Freili," antwurt't er, „grad wegen dem bin i ja in d'Stadt kämma." Alsdann führt 's 'n in ihr Wohnung und ziagt[10]) sich durt aus. Wie sa[11]) sich aber so ins Bett einihaut und d'Haxen vonand[12]) reckt, siacht af oamal der Michel dös ganze Graffelwerk da hint'[13]). „Geh weiter, Madel," sagt er „was soll i denn mit derer[14]) da anfangen? Dös is ja koa grupfte!" und draht sich dabei um und geht.

---

[1]) Bein=penis; [2]) Fuder; [3]) Meinung; [4]) gewinkt; [5]) Euch; [6]) abstechen; [7]) abliefert; [8]) zäh; [9]) Kuß; [10]) zieht; [11]) sie; [12]) die Füße auseinander; [13]) das Gewirre da hinten, d. h. die Schamhaare u. s. w. [14]) dieser.

53.

Das alte Schuhleder.

Ein anderer Bauernsohn litt unter dem gleichen Übel. Er wollte der Sache dadurch abhelfen, daß er immer in den Garten ging und sich beim Brunnen Wasser auf sein steifes Glied schöpfte. Doch erzielte er damit keinen Erfolg und wäre gewiß noch länger belästigt worden, wenn ihn nicht eines Tages seine Nachbarin bemerkt hätte, die, lüstern geworden durch den Anblick, ihn sofort in ihre Wohnung führte. Dort erfuhr er denn

auch bald, auf welche Weise das steife Bein rasch wieder weich gemacht werden kann und ging darüber hocherfreut nach Hause. Da er aber ein Paar alte, durch wiederholte Durchnässung bereits ganz starr und steif gewordene Schuhe besaß, lief er damit eiligst zu ihr zurück und meinte: „Hören S', Nachbarin, könnten S' mir nit dö Schuach da a no' woach machen?"

54.

Der dumme Hans.

Manche Leute sind dumm, aber Hans war wohl der Dümmste von allen. Er zerbrach alle Krüge, brachte, wenn man ihn um etwas fortschickte, immer das Unrichtige, ließ die Schafe davonlaufen, die Kühe in die Tränke fallen, erschlug die brütenden Hühner und wollte sich selbst auf die Eier setzen, kurz, er machte allen möglichen Unsinn und bereitete dadurch seiner Familie Ärger und sich selbst nur die größte Schande.

Da sollte er nun, weil er bereits ein großer Junge geworden, eines Tages auch heiraten. Du lieber Gott! Was mochte das heißen: heiraten? War es vielleicht ein Ding zum essen oder etwas zum trinken? Ein Mohnstrudel, Guglhupf, Kuchen oder ein süßer Most? War es etwas zum umhängen? Oder sollte man dabei dreimal um einen Baum herum laufen? Nein, das war es alles nicht. Heiraten hieße, so sagte man ihm, ein Weib nehmen und mit ihm Freud und Leid teilen. Das war für den dummen Hans freilich schwer zu begreifen, aber er hatte durchaus nichts dagegen einzuwenden, weil doch Vater und Mutter und auch die anderen Leute sagten, daß er heiraten müsse.

Also sollte er zunächst in der Nacht zu seiner Braut fensterln gehn. „Ja, wie soll ich dies aber machen?“ fragte wieder der dumme Hans. „Du mußt hingehen,“ belehrte ihn der Vater, „und bei ihrem Fenster anklopfen. Da wird sie herausrufen und Du wirst hineinkriechen und Dich zu ihr legen. Darauf bleibst Du natürlich die ganze Nacht dort und kommst erst am Morgen wieder nach Hause.“ — „Das werde ich machen,“ antwortete er und ging am Abend hin. Anstatt aber in die Kammer der Geliebten hineinzurufen, verfehlt er das Fenster und schreit in den Stall, in welchem die Geiß steht. Das Tier erwidert auf seinen Zuruf: „Mäh—äh—äh—äh!!“ und der dumme Hans steigt hinein, legt sich daneben ins Stroh und kehrt, über und über mit Mist, Unrat und Kot beschmutzt und beschmiert, erst wieder in der Frühe heim.

Der Vater ist zwar erzürnt, doch unterweist er ihn weiter, wie er sich als Bräutigam zu benehmen hat. Er soll sich, wie es üblich ist, einen kleinen Blumenstrauß aufstecken, hierauf durch das Dorf gehn und dabei jauchzen und klatschen. Hans verspricht es zu tun und steckt sich den Strauß weder an den Hut, noch in das Knopfloch, sondern findet es am bequemsten, ihn in den Hosenschlitz zu stecken und so unter Musikbegleitung händeklatschend zur Belustigung der anderen durch die Straßen des Ortes zu hüpfen. Darauf verweist ihm der Vater diese Ungebühr und sagt zu ihm: „Du mußt ihn Dir nächstens auf den Hut stecken.“

Was tut er aber? Als der Hochzeitstag nahe ist und man für die Mahlzeit auch Blutwürste bereitet, erinnert er sich an die Belehrungen des Vaters, nimmt davon etliche, steckt sie auf seinen Hut und stolziert damit durchs Dorf. Die Hunde wittern natürlich alsbald das

Fleisch und laufen ihm nach. Er will sich der Bestien erwehren, schleudert Steine auf sie und sucht dann das Weite. Dadurch werden sie hingegen noch mutiger, holen ihn ein, packen ihn und zerren ihn derart am Rocke, daß er in eine große Schmutzlache fällt und den Hochzeitsanzug, sowie die Handschuhe und den Hut aufs Ärgste besudelt. Nun müssen ein neues Kleid, neue Handschuhe und ein neuer Hut beschafft werden, und Hans flucht auf die Bestien und verspricht ihnen heilig, sie am Hochzeitstage in seinem neuen Anzuge zu prügeln.

Endlich erscheint der Tag der Feier und er freut sich nicht wenig über die vielen, dicken Blutwürste, die er so gerne ißt, und die herrlich duftenden Schweinebraten, die in der Pfanne stehen. Er sitzt als Erster bei der Tafel und nimmt sich ernstlich vor, erst als der Allerletzte wieder aufzustehen. Wenn man aber nur immer soviel essen könnte, als man sich vornimmt! Hans wollte das um jeden Preis und begann tapfer einzuhauen und fraß und fraß immer weiter an seinen geliebten Blutwürsten, als gelte es für zehn um die Wette zu essen. Mit einem Worte, er fraß soviel, daß er auf einmal ein eigentümliches Gefühl im Bauche spürte und rasch aufspringen und hinauslaufen mußte, um den Abort zu erreichen. Der lag jedoch zu weit entfernt und er sah sich daher genötigt, in eine leere Kammer zu flüchten, wo er sich sofort gründlich entleerte. „Ach“, sagte er zu sich selbst, „das war ein harter Strauß! Aber bloß der vermaledeite Dreck da ist Schuld, daß ich nicht weiter essen konnte und meine lieben Blutwürste stehen lassen mußte. Warte, ich werde dich deshalb jetzt strafen!“ Sagts und wirft den Kot an die Wand, daß er nur so herumspritzt.

Weil er jedoch jetzt schmutzig geworden ist, will er sich waschen und sucht nach etwas Wasser. Er tappt und greift in der finsteren Kammer herum und entdeckt wirklich ein Schaff, in dem sich eine Flüssigkeit befindet. Es ist schwarze Farbe, die man nebst der weißen Mauertünche benützte, um das Haus und alle seine Räumlichkeiten zu putzen, damit sie zur Hochzeitsfeier nett und rein seien; aber in der Finsternis bemerkt er dies nicht und glaubt, dass er eben Wasser vor sich habe. Er wäscht sich also das Gesicht damit, bespült sich die Arme und bespritzt sich natürlich auch das weiße Hemd, dann legt er sich, weil er müde geworden ist, hinter einen alten Kachelofen und schläft ruhig ein.

Was denken sich nun die Leute, als er sich so lange nicht mehr sehen läßt? „Wo ist mein Hans? Wo ist mein Hans?“ ruft die Braut und gerät in tötliche Angst. „Es ist ihm sicher ein Unglück zugestoßen, denn sonst bliebe er nicht so viele Stunden fort.“ — „Wir werden ihn suchen gehen“, versetzen die Hochzeitsgäste, nehmen ein Licht und durchstöbern das ganze Haus. Sie forschen da und forschen dort, sie rufen: „Hans, Hans, wo bist Du?“ aber es rührt sich nirgends etwas. Endlich kommen sie in jene Kammer und finden hinter dem Ofen ein kohlschwarzes Wesen, das den Mund offen hält und kräftig schnarcht. War das ein Anblick! „Jesus, Maria! Das ist ja der leibhaftige Teufel! Und da, seht Ihr nicht an der Wand und auf dem Boden das viele Blut!“ rufen sie alle durcheinander, denn der dumme Hans, der in seinem Hochzeitskleid im süßen Schlummer daliegt, hatte von den Blutwürsten einen roten Kot bekommen. „Um Gotteswillen, da hat der Teufel meinen lieben Hans zerrissen und gefressen!“ ruft die Braut aus und beginnt

fürchterlich zu heulen. Der Hans erwacht schließlich durch all dieses Getöse, sieht verwundert drein, erinnert sich indessen sofort an sein Essen und begibt sich wieder in das Zimmer, um seine Blutwürste weiter zu verzehren.

„Wir müssen den Pfarrer holen, damit er ihn vertreibe", versetzen die Hochzeitsgäste, die sich gegen den gefürchteten Teufel, der den armen Hans gefressen hat, gar nichts anzufangen getrauen. Der Pfarrer kommt also, besprengt den dummen Hans, der wieder fleißig seine Blutwürste ißt, mit Weihwasser und spricht dabei Gebete. Die Leute verwundern sich jedoch nicht wenig, als er nicht von der Stelle weichen will, und sagen: „Das muß ein starker Teufel sein, wenn er sich nicht einmal durch das Weihwasser vertreiben läßt!" während er selbst wieder denkt: „Was sind das für Narren, daß sie mich nun nicht mehr ruhig essen lassen wollen und mir fortwährend das Wasser ins Gesicht spritzen?" Der Meßner dagegen, dem die Sache bereits zu bunt wird, macht dem Pfarrer den Vorschlag: „Hochwürden, ich glaube, daß es wohl unmöglich sein wird, diesen Teufel auch mit dem doppelt geweihten Weihwasser zu vertreiben, wenn wir ihn damit bloß besprengen. Ich will ihm darum gleich den ganzen Kübel hinaufschütten, dann muß er gewiß gehen." Spricht's und übergießt mit dem ganzen Kübel Weihwasser den dummen Hans, der jetzt augenblicklich das Weite sucht und in das Haus seines Vaters läuft, welcher sich schon früher, da er ein alter Mann ist, von der Hochzeitsgesellschaft getrennt hatte.

Als dieser seinen Sohn kommen sieht, glaubt er im ersten Momente ebenfalls, daß er den Teufel vor sich habe, bekreuzigt sich daher dreimal und ruft: „Weiche, Satan, aus meinem Hause, denn ich bin ein frommer

Mann und will mit der Hölle nichts zu schaffen haben!" Darauf meint der dumme Hans: „Lieber Vater, kennst Du mich denn nicht, ich bin ja Dein Hans". Da muß der Alte lachen und führt ihn zum Wasser, damit er sich reinige und wieder in Ordnung bringe. Nicht lange danach kommt auch schon der Pfarrer mit den Hochzeitsgästen und alle rufen auf das Haus zu: „Bauer, geh heraus, denn Du hast den Teufel in Deinem Hof!" — „Ich habe keinen Teufel im Hof", antwortete der Alte, „sondern nur meinen Sohn in meinem Haus." Wie staunten sie da auf einmal! „Wer ist jetzt der Dümmere, Ihr oder mein Sohn?" fragt er sie weiter. Aber sie bleiben ihm die Antwort schuldig. Nur die arme Braut wird wieder lustig und umarmt ihren geliebten Mann, den sie schon tot geglaubt hat und der nun auf so wunderbare Weise wieder erstanden ist. Hierauf verlassen sie mit ihm fröhlich das Haus, und kehren zu ihrem Hochzeitsmahle zurück, während er sich wieder an seine geliebten Blutwürste macht.

Also hatte der dumme Hans Hochzeit gehalten. Wer will, mache seine ebenso wie er!

55.

Das kunstreiche Luftschiff.

Ein Märchen.

Ein Bauer hatte drei Söhne, von denen die beiden Ältesten unwirsche Schlingel, der Jüngste hingegen ein gutmütiger Bursche war, der keine andere Arbeit kannte als Essen und Trinken und hinter dem Ofen sitzen, so daß er von allen verachtet still für sich hin lebte. Er wäre wohl auch mißhandelt worden und hätte sicherlich

noch verhungern müssen, würde nicht die Mutter, die ihn nichts destoweniger sehr liebte, sich seiner angenommen, ihm sogar gelegentlich das Beste von den Speisen gegeben und ihn auch gegen seine groben und ungeschlachten Brüder in Schutz genommen haben.

Diese hatten eines Tages gehört, daß eine stolze Königstochter nur denjenigen zum Gemahl nehmen wolle, der imstande wäre, ein Schiff zu bauen, daß sowohl im Wasser als auch auf dem Lande und in der Luft sich fortbewegen und nach Belieben gelenkt werden könne. Der Älteste, getrieben von seinem Hochmut, indem er der ganzen Welt an Gescheitheit über zu sein glaubte, machte sich nun sofort auf, um zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen möchte, dieses kunstreiche Schiff zu bauen und die Königstochter für sich zu gewinnen. Er forderte deshalb von seiner Mutter ein Stück Fleisch, eine Flasche Wein und Kuchen, aber sie gab ihm nur ein Stück Brot und einen Krug Wasser dazu, indem sie meinte: „Dies ist wohl genug für einen ganzen Tag, an dem Du einem solch unnützen Beginnen nachgehst." Also nahm er das Stück Brot und den Krug mit dem Wasser, lud eine Axt auf seinen Rücken und begab sich in den Wald, woselbst er vor einigen Bäumen stehen blieb, die für sein Schiff zu behauen er sich sogleich vornahm. Kaum hatte er aber einige gefällt, als plötzlich ein graues Männlein vor ihm stand, das einen freundlichen guten Tag wünschte und fragte, was er hier zu machen beabsichtige. Der unwirsche Bursche, der nur gewohnt war, mit allen Leuten barsch umzugehen, gab auch dem Männlein kurz zur Antwort, daß er ein „Scheißhäusl[1])" verfertige, das er ihm schenken wolle, wenn er danach Verlangen trüge. Das Männlein bedankte sich

aber höflichst für dieses Anerbieten, grüßte und verschwand hierauf wieder. Als der Bursche am Abend, bereits totmüde und in Schweiß gebadet, sein kunstreiches Schiff zusammenstellen wollte, mußte er bemerken, daß er wirklich nichts anderes als einen Abort zustande gebracht hatte. Fluchend und schimpfend, voll Hunger und Müdigkeit, schleppte er sich nach Hause, wo ihn der Vater befragte, ob er das Schiff fertig gebracht habe. „Ich habe nichts anderes gemacht als ein Scheißhäusl", antwortete der Sohn, worauf der Alte brummend entgegnete: „Das ist dann wohl nicht der Mühe wert, daß Du einen ganzen Tag im Walde vertrödelst, zumal ein solches Ding bereits im Hause ist und kein zweites benötigt wird." Und er verbot ihm, fortan jemals wieder in den Wald zu gehen, um das Kunstwerk zu versuchen.

So faßte denn der zweite Sohn, der seinen Bruder wegen seines Ungeschickes ausgelacht hatte, den Entschluß, sein Glück zu wagen und das Schiff zu zimmern. Er trat vor seine Mutter, forderte ein Stück Fleisch, eine Flasche Wein und Kuchen, aber sie verabreichte ihm ebenfalls nur ein Stück Brot und einen Krug Wasser, indem sie meinte, daß dies wohl genug wäre für einen ganzen Tag, an dem er solch unnützem Beginnen nachgehe. Also nahm er das Stück Brot und den Krug Wasser, lud seine Axt auf den Rücken und begab sich in den Wald, woselbst er vor mehreren großen und schönen Bäumen stehen blieb, die für sein Schiff zu behauen er sich vornahm. Kaum hatte er jedoch einige gefällt, da erschien auch schon das graue Männlein, grüßte ihn freundlich und fragte, was er hier mache. Der ungezogene Bengel, der nur gewohnt war, alle Leute grob anzulassen, gab ihm spöttisch zur Antwort: „Ich mache

einen Schweinestall, den ich Dir schenken will, wenn Du danach Verlangen trägst." Das Männlein bedankte sich wieder höflich für dieses Anerbieten, drehte sich um und verschwand. Am Abend, als er sein Werk zusammenzustellen anfing, ward er nur allzubald gewahr, wie wahr das Männlein gesprochen hatte. Anstatt des kunstreichen Schiffes hatte er trotz aller Mühen nichts anderes als einen Saustall zuwege gebracht. Sein Ärger darob war nicht wenig groß und ganz erschöpft und hungrig mußte er sich nach Hause begeben, wo ihn der Vater sogleich befragte, was er gemacht habe. „Es ist ein Saustall daraus geworden", erwiderte er kleinmütig. Der Vater wurde darüber zornig und sprach: „Ich habe es, wie Eure Mutter gleich gewußt, daß es mit Eurer Kunst nicht weit her ist. Ihr habt nun jeder einen ganzen Tag vertrödelt, während die Arbeit auf dem Felde, die so notwendig gewesen wäre, zurückgesetzt wurde. Ich sage Euch aber, daß ich Euch alle beide aus dem Hause jagen werde, wenn Ihr auch nur ein einzigesmal noch den Unsinn versuchen solltet." Damit mußten sie sich denn zufrieden geben und sie gingen ihrer gewohnten Arbeit wieder nach.

Dem Jüngsten, dem Dummling, hatte er hingegen nichts verboten und er gab somit ohne Widerrede seine Zustimmung, als dieser ebenfalls Verlangen trug, in den Wald zu gehen und das kunstreiche Schiff zu bauen. Seine Brüder verlachten ihn natürlich nicht wenig, als sie dies hörten und verhöhnten ihn, weil er ihnen stets alles nachahmen wollte und nun sogar an dieses aussichtslose Unternehmen ging. Doch ihr Lachen kümmerte ihn wenig und er trat am nächsten Tage vor die Mutter, um von ihr Abschied zu nehmen. Er forderte von ihr nichts,

aber sie steckte ihm freiwillig Fleisch, Speck und Kuchen, dazu eine tüchtige Flasche Wein in seine Taschen, sodaß selbst mehrere Personen für einen ganzen Tag genug daran zu essen gehabt hätten. Das stimmte ihn freudig und er dachte kaum daran, das Schiff zu zimmern, sondern nur ein paar Bäume zu seinem Vergnügen zu fällen, damit ihm die guten Speisen und der Wein umso besser schmecken sollten.

Er war gerade dabei, den Stamm mit dem letzten Hiebe umzuhauen, als auch bei ihm das Männlein stand und fragte, was er hier fertigstellen wolle. Der Dumme antwortete kurz, daß er nicht wisse, was er mache und fügte hinzu: „Was es eben wird." Dann legte er rasch die Axt weg und lud das Männlein ein, mit ihm zu essen und zu trinken, da er derart reichlich versorgt sei, daß er einem so kleinen Mann auch noch etwas davon geben könne. Das Männlein folgte der Einladung und alsbald geriet infolge des Weingenusses der Dummling in einen Zustand, in dem er zu singen und zu schwatzen anfing, nach einer Weile dagegen bereits vom Schlafe übermannt wurde und wie ein Stück Holz aufs Gras hinfiel und tüchtig zu schnarchen begann.

Wie staunte er aber, als er beim Erwachen das Männlein vor sich sah, das neben einem fertigen kunstreichen Schiffe stand und ihn anlächelte! Er fragte, was das heißen solle und das Männlein antwortete, daß dies das Schiff sei, wodurch er die Königstochter gewinnen werde, denn es könne sich sowohl im Wasser als auch auf der Erde und in der Luft fortbewegen und überdies nach Belieben gelenkt werden. „Steig ein", fuhr der Kleine fort, „und begib Dich zur Königstochter, doch vergiß nicht, jeden, den Du auf dem Wege dahin be-

gegnest, in Dein Schiff aufzunehmen und mitzuführen." Der Dumme versprach es und durchmaß bald mit seinem Fahrzeug die Luft. Nun hatte er wirklich erst einige Meilen zurückgelegt, als er auch schon einen Mann auf dem Boden hingekauert sah, der an einem kahlen Knochen gierig herumnagte. „Was tust Du da?" rief ihn der Dumme an, „bist Du denn noch dümmer als ich, daß Du ein bloßes Bein gar so gefräßig abschabst?" — „Ach", rief jener, „ich habe so schrecklichen Hunger, daß ich hundert Ochsen mit Haut und Haar auf der Stelle verschlingen könnte." — „Ich kann Dir augenblicklich nicht helfen", antwortete der Dumme, „wenn Du aber mit mir fahren willst, so steige ein; vielleicht kannst Du Dir einmal Deinen Hunger stillen." Dieser Aufforderung folgte der Hungrige und beide trieben in der Luft weiter. Es dauerte nicht lange, da stießen sie auf einen zweiten. Das war auch ein wunderlicher Geselle. Er saß da und saugte mächtig an einer leeren Flasche und wollte sie gar nicht loslassen, als ihn der Dumme anrief, was er da mache. „Ei, der Tausend, ich habe soviel Durst, daß ich einen Keller voll Wein auf einen Zug austrinken möchte", klagte er. „Ich kann Dir jetzt nicht helfen", versetzte der erstere, „allein, wenn Du mitfahren willst, kannst Du möglicherweise Deinen Durst bald löschen." Der Durstige war damit einverstanden und stieg ein. Eine Stunde später trafen sie einen dritten. Der war ein langer Kerl mit so mächtigen Stelzbeinen, daß er gleich hundert Meilen mit einem Schritte durchmaß. Der Dumme nahm ihn gleichfalls auf und ebenso einen anderen, der ein einziges riesengroßes Auge hatte und damit so weit sah, daß er noch auf hundert Meilen hin zu unterscheiden vermochte, ob ein ganz dünner Faden licht- oder dunkelblau gefärbt

sei. Also hatte der Dumme bereits vier Diener, zu denen aber noch ein fünfter und ein sechster kommen sollten. Nachdem sie nämlich wieder ein Stück weitergefahren waren, erblickten sie einen, der mit einer langen Flinte bewehrt war und fortwährend auf einen einzigen Punkt zielte. „Ich kann", erzählte er, „noch so weit schießen und ein noch so kleines Ziel wählen, so muß ich immer treffen." — „Dann bist Du ein vorzüglicher Mann", versetzte der Dumme und lud ihn ein, ihnen allen Gesellschaft zu leisten. Noch wunderlicher war es aber, als sie gleich danach einen fanden, der ganz zusammengekauert dasaß und seine beiden Daumen im Hintern stecken hatte. Es schien, als ob er dabei nicht geringe Mühe habe, sie drinnen zu behalten und er machte deshalb ein recht verzweifeltes Gesicht. „Was hast Du?" fragte ihn darum der Lenker des Schiffes. „Ach", sagte der Angesprochene, „drei Jahre lang habe ich schon meine Finger im Mastdarm stecken und darf sie nicht herausgeben, denn wenn ich sie loslasse, entfährt mir ein so kalter Wind, daß alles im Augenblick erfrieren müßte." — „Du bist auch kein übler Kerl", sprach der Dummling, der durch all diese Seltsamkeiten immer mehr in Verwunderung geraten war, und fragte abermals: „Willst Du nicht auch einsteigen und mit uns fahren?" — „Oh ja", erwiderte jener und so fuhr denn der Dumme mit seinen sechs Dienern in das Reich der Königstochter, um sie für sich zu gewinnen.

Dort angekommen, zeigte er sein Schiff, jedoch der König wollte ihm nicht so ohneweiters seine Tochter geben, sondern zuerst noch eine Aufgabe stellen. Er befahl ihm, in einer Nacht fünfzig Ochsen, die alle in einem Stalle standen, aufzuessen. Da ging der Dumme ver-

zweifelt herum und wußte sich nicht zu helfen. Seine Diener fragten ihn deshalb, was ihm fehle. Als er es erzählt hatte, lachte der Hungrige und sprach: „Lieber Freund, laß mich die Sache nur allein machen, ich werde sie bestimmt zu einem guten Ende bringen". Und richtig hatte er am anderen Morgen alle fünfzig Ochsen aufgegessen und klagte nicht mehr über Hunger. Doch der König wollte die Aufgabe nicht gelten lassen und beauftragte den Dummling, innerhalb sechs Stunden einen Keller voll Wein auszutrinken. Nun meldete sich der Durstige und brachte schon in weniger als fünf Stunden das Kunststück zuwege. Der König erzürnte sich darüber nicht wenig, denn er glaubte, daß der Dummling und nicht seine Diener die gestellte Aufgabe gelöst hatte und sann daher ganze drei Tage nach, ihm eine neue und so schwere Aufgabe zu stellen, daß er sie um keinen Preis zu lösen vermöchte. Und am vierten Tage teilte er ihm mit, er solle aus einem tausend Meilen entfernten Brunnen, in dem sich siebenfärbiges Wasser befindet, binnen fünf Minuten das violette Wasser bringen. Jetzt nahm der Läufer den Einäugigen auf den Rücken und lief mit ihm zum Brunnen. Da sie bereits in einigen Sekunden dort waren, ließen sie sich Zeit und wollten ein wenig rasten, aber alsbald schliefen sie ein. Der Dumme wartete von Minute zu Minute auf ihre Wiederkehr und hätte beinahe das Spiel verloren geben müssen, wenn nicht der Mann mit der Flinte gewesen wäre, der auf den Läufer zielte und ihn so gut in den Hintern traf, daß er sofort erwachte, aufsprang und mit dem Einäugigen, der das violettfärbige Wasser geschwind aus dem Brunnen in einen Krug schöpfte, im Nu wieder zurückkehrte. Der König indessen, der schon triumphiert hatte, weil er das

färbige Wasser einige Sekunden vor Ablauf der fünf Minuten noch nicht empfangen hatte, mußte nun sehen, daß diese Aufgabe ebenfalls gelöst worden war. Nichtsdestoweniger wollte er seine Tochter noch immer nicht herausgeben und sogar den Dummling mit Hilfe seiner Soldaten vertreiben. So blieb denn diesem nichts anderes übrig, als in der Nacht heimlich ins Gemach der Königstochter einzubrechen, sie zu rauben und in seinem Schiffe fortzuführen. Bald wäre er auch glücklich mit ihr entkommen, wenn ihn nicht der Leibsoldat des Königs entdeckt und den König selbst geweckt hätte, der sofort seine Regimenter ausrücken und den im Luftschiff davonsegelnden Dummling verfolgen ließ. Das war wirklich eine gefahrvolle Fahrt, denn das Schiff kam nicht so schnell vorwärts als die Soldaten, die es demnach in Kürze eingeholt hätten. Schon waren sie auch ganz in seine Nähe geraten, als auf einmal der Fresser Not bekam und einen solchen Haufen machte, daß es gleich ein ganzer Berg war, der den Soldaten den Weg versperrte. Rasch, wie sie waren, hatten sie ihn jedoch in kürzester Zeit umgangen und standen wieder ganz nahe dem Fahrzeuge. Da erklärte der Säufer: „Ich habe soviel Urin, daß ein ganzer See daraus werden muß, durch den sie jetzt ganz gewiß nicht kommen werden". Sagts und ließ einen riesig langen Strahl herunterrieseln, so dick und mächtig wie ein Fluß, der sogleich einen weiten See bildete und abermals den Soldaten den Weg verlegte. Nun galt es zu schwimmen, wenn sie das Luftschiff wieder erreichen wollten. Also mußten sich alle Soldaten in den See werfen und tüchtig mit den Armen arbeiten, um das andere Ufer zu erreichen. Kaum wollten es aber die ersten besteigen, um die Verfolgung wieder aufzunehmen, und kaum

hatten die letzten sich eben in den See, um ihn ebenfalls zu durchschwimmen, geworfen, so daß sich nun für kurze Zeit alle Soldaten im Wasser befanden, da zog der Frierer seine beiden Daumen aus dem After und ließ einen solch eiskalten Wind über den Wasserspiegel streichen, daß augenblicklich die ganze Fläche zu starrem Eis wurde und die Soldaten darin stecken blieben und weder vor- noch rückwärts konnten. Was vermochte wohl der König in einem solchen Falle noch zu tun? Wollte er nicht haben, daß seine Tochter entführt und ihm für alle Zeiten aus den Augen kommen sollte, so mußte er mit dem Dummen Frieden schließen und ihn als Schwiegersohn anerkennen. Das tat er denn auch und so hielt das Paar am nächsten Tage seine Hochzeit, die glänzend gefeiert wurde. Und einige Jahre danach, als der alte König gestorben war, wurde der Dummling auch König und regierte bis an sein Lebensende zur Zufriedenheit aller Untertanen sein Reich.

[1]) Abort.

56.

Der Hauptmann und der Hornist.

Ein Hornist, der ein rechter Schlingel war und fortwährend Strafen zu erleiden hatte, sollte eines Tages wieder fünfzig Stockhiebe erhalten. Als ihm aber fünfundzwanzig bereits verabreicht waren, rief er um Gnade und der Hauptmann sagte ihm zu, ihm die noch übrigen fünfundzwanzig Hiebe unter der Bedingung zu erlassen, daß er ihn einmal zum besten halte.

Der Hornist, der übrigens kein dummer Kerl war,

hatte bald seinen Plan gefaßt. Er stellte sich noch in derselben Nacht vor das Fenster der Wohnung des Hauptmannes auf und blies das Feuersignal. Erschreckt riß der Hauptmann das Fenster auf und rief: „Brennt es denn?“ — „Ja“, antwortete der Hornist. „Wo?“ fragte wieder neugierig der Hauptmann. „Hier!“ rief jetzt der Hornist und schlug sich dabei kräftig auf die Hinterbacken. Da mußte der Hauptmann lachen, denn er sah, daß ihn der Hornist gut angeführt hatte, weshalb auch diesem am nächsten Tage seine Strafe vollständig erlassen wurde.

57.

Die zerbrochene Wärmflasche.

In den Siebziger Jahren war es bei den Eisenbahnzügen noch nicht gebräuchlich, die Erwärmung der Wagen mittelst Dampf vorzunehmen, sondern diese waren lediglich mit Wärmflaschen versehen, die man unter den Sitzen angebracht hatte. In einem solchen altertümlichen Zuge saßen einmal auch ein Herr und ihm gegenüber eine Dame mit ihrer Tochter. Da die Fahrt lange dauerte und ohne Unterbrechung stundenlang fortging, geriet schließlich die Dame in Not und machte am Boden Nässe. Der Herr bemerkte es und fragte, was dies zu bedeuten habe. „Ach nichts, ein kleines Unglück bloß,“ erwiderte die schamhafte Frau, „ich bin mit den Füßen an die Wärmflasche gestoßen und habe sie zerbrochen.“ Der Herr ließ zwar die Worte gelten, nahm sich aber vor, der Dame durch eine Lüge ebenfalls zu verstehen zu geben, daß er nicht auf den Kopf gefallen und auch nicht gewillt sei, diese im guten Glauben so leichthin als Wahrheit hinzunehmen. Vorerst wollte er

jedoch ein Schläfchen tun und legte sich mit dem Rücken der Länge nach auf die Holzbank hin. Er lag aber kaum eine halbe Stunde, als sich die Wirkung des harten Lagers zu zeigen begann. Sein verschwiegener Körperteil wurde nämlich so stark, daß er sich straff aufrichtete und alsbald durch den Hosenschlitz zum Vorschein kam. Die Tochter der Dame erschrak nicht wenig über diesen Anblick und begehrte von der Mutter zu wissen, was dies sei. Um dieser aus der Verlegenheit zu helfen und ihr die Antwort zu ersparen, entgegnete der inzwischen erwachte Mann selbst: „Liebes Fräulein, verwundern Sie sich nicht zu sehr! Das ist nämlich der Stöpsel der Wärmflasche, die Ihre Frau Mutter vor einer Stunde zerbrochen hat."

58.

Die Unschuld.

Ein Bauernknabe kam keuchend und atemlos zu seinem Vater auf das Feld, seine Augen waren voll Tränen und schluchzend sprach er: „Vater, kommt geschwind nach Hause; der Nachbar ist bei unserer Mutter, zieht sich die Hose aus und die Mutter selbst hebt die Kitteln bis an den Bauch hinauf in die Höhe. Wenn Ihr nicht geschwind nach Hause kommt, werden sie das Zimmer bald vollgeschissen haben!"

59.

Die Botschaft.

A Bauer hat Spatzen gschossen und sei' Weib hat eahm s' für 's Nachtmahl g'rupft, 'braten und herg'richt.

Er bleibt aber so lang im Wirtshaus, daß 's der Bäuerin z'dumm wird und sie sich niederlegt, weil s' schon hundsmüad is. Damit 's Essen dert do' nit ganz kalt wird, schickt s' drum ihr'n kloan'n Buam zum Vadern, daß er do oamal schon z'Haus kämma und sei' Nachtmahl essen sollt.

Also geht der Kloane ins Wirtshaus und richt't sein'n Auftrag aus. „Vader," sagt er vor alle Leut' durt so laut, als er nur kann, „Vader, wannst Vögeln willst, sollst hoamkämma, d'Muatter liegt schon im Bett!"

60.

Die Elephanteneier.

'S war oamal a recht a dummer Bauer, der sich af Eier gsetzt hat und damit junge Elefanten hat ausbrüaten wollen. Nach acht Tag' sagt halt d'Bäuerin zu ihr'm kloan'n Buam, weil der Vader furtwährend gsessen is und brüat hat: „Geh, Hansl," sagt s', „geh, schau oamal nach, was's mit'n Vadern is! Man muaß ja do' schon 'was sehgn, ob Elefanten kämman oder nit."

Aft geht also der Bua aussi, hebt 'n Vadern 's Hemad[1]) af, greift nach hinten und tappt umananda[2]). Dabei derwischt er aber just 'n Vadern sein'n Schwanz[3]), rennt glei wieder voller Freuden zur Muatter z'ruck und schreit: „Ja, Muatter, sie soan wirkli schon af'n Weg! 'N Rüassel hab i bereits in der Hand ghabt."

[1]) Hemd; [2]) herum; [3]) penis.

61.
An der Börse.

Ein Jude nahm seinen Sohn mit in eine Gesellschaft. Dem Kleinen kam die Not an und er sagte zum Vater: „Tate, ich muß ämal kacken.“ Der Alte, der darüber entrüstet war, führte ihn hinaus und sagte: „Ein anderesmal, mein Sühn, mußt Du sprechen: Tate, ich will ein Geschäft machen!“ Also merkte sichs der Kleine. Kurze Zeit danach geschah es, daß ihn der Vater wieder mitnahm, und zwar diesmal auf die Börse. Der Junge sah erfreut über die Menge vornehmer Herren und fragte den Alten: „Tate, was machen die schänen[1]) Herren hier?“ — „Mein Sühn, se machens Geschäftchens.“ — „Wei geschrien,“ ruft der Sprößling, „ich sehe doch hier keine Kackstühle.“ — „Mein Sühn,“ antwortete der Vater, „die brauchen keinen. Hier bescheißt einer den anderen!“

[1]) schönen.

62.
Vom Französischsprechen.

Bei einer vornehmen Familie, die einen einzigen Knaben im Alter von etwa sechs Jahren besaß, waren ein Stubenmädchen und eine Köchin bedienstet, die sich einander über ihre Geliebten verschiedene Dinge, insbesondere die Erlebnisse mit ihnen, gegenseitig mitzuteilen pflegten. Eines Tages befand sich auch der Kleine in der Küche. Die Mädchen achteten seiner kaum, und erzählten sich wieder wie gewöhnlich ihre beiderseitigen Erlebnisse. Dabei bemerkte die Köchin: „Denken Sie sich, Fanny, gestern hat mir mein neuer

Liebhaber die Fut[1]) bereits angegriffen." Der Knabe hörte das Wort und fragte gleich danach die Mutter: „Liebe Mama, sag mir doch, was ist Fut?" Die Mutter war zwar verblüfft und erschrocken, als sie diese Frage ihres Söhnleins hörte, konnte sich aber nicht anders aus der Schlinge ziehen, als indem sie erklärte: „Liebes Kind, das ist französisch und heißt Mund."

Obwohl die Frau den beiden Dienstmädchen hierauf scharf verbot, von solch unanständigen Dingen in der Küche jemals wieder zu reden, konnten sie sich dessen doch nicht enthalten und begannen alsbald wieder darüber zu sprechen. Zufällig hörte jetzt der Knabe etwas vom Pudern[2]). „Mutter", rief er, „sag mir doch, was heißt Pudern?" — „Wer hat Dir das schöne Wort gelernt?" fragte erschrocken die Frau. „Die Mädchen haben davon gesprochen", entgegnete der Junge. Was konnte die Gnädige tun? Sie mußte also dem wißbegierigen Kinde abermals erklären: „Das Wort, mein Sohn, das Du gehört hast, ist französisch und bedeutet soviel wie Lachen."

Selbstverständlich verbot sie den Dienstboten nunmehr umso energischer jede derartige Äußerung, aber sie richtete damit keineswegs viel aus. Denn kurze Zeit danach hörte das Söhnchen etwas von Beutel und Eiern[3]). „Liebe Mama," kam er nochmals zur Mutter und fragte, „was soll das heißen? Ist das auch französisch?" — „Gewiß, mein Kind," erwiderte die Gnädige und konnte vor Ärger über die zuchtlosen Mägde, die ihrem Kinde fortwährend die schlechtesten Worte hören ließen, kaum sprechen, „gewiß ist dies auch französisch und heißt soviel wie Augen."

Nach diesem neuen Vorfall war es nicht mehr möglich, die beiden Mägde noch weiter zu behalten und die Frau gab ihnen den Abschied. Der Kleine hatte sich jedoch die Worte gemerkt und sollte auch den anderen alsbald beweisen, welch ein gelehriger Schüler er war und welch gutes Gedächtnis er eigentlich besaß.

Das kam nämlich so. An einem schönen Sommerabend gab die Familie ein Gesellschaftssouper und lud hiezu alle ihre vornehmen Verwandten und Bekannten ein. Darunter befand sich auch eine Dame, welche französisch sprach. Neugierig befragte der Junge eine seiner Kousinen, welche Sprache die Dame rede. „Sie spricht französisch," antwortete diese. „Diese Sprache kann ich ja auch," denkt er sich und nimmt sich vor, seine französischen Sprachkenntnisse alsbald zu zeigen.

Als nun die Mutter ein Stück Schweinernes in den Mund nimmt, bleiben zufällig einige Haare daran hängen und er sagt: „Ach, sieh doch, liebe Kousine, die Mutter hat Haare auf der Fut," und glaubt damit im Ernste, daß er französisch gesprochen habe. Darüber begannen denn die Gäste zu lachen und auch die Mutter geriet in solche Heiterkeit, daß ihr die Tränen in die Augen traten. „Du lieber Gott," rief er hierauf verwundert aus, als er dies bemerkt hatte, „und jetzt pudert sie sogar, daß die Eier im Beutel übergehen."

---

[1]) vulva; [2]) coire; [3]) testiculae.

63.
Eine Bitte.

In einem Zimmer befand sich, dicht an der Schmalseite des Bettes der Eheleute angelehnt, ein Kasten, hinter

dem wieder ein Sopha stand, auf welchem der kleine Junge der beiden schlief. Das Bett war indessen derart locker in seinen Fugen, daß beim geringsten Drucke seine Lehnen bereits wackelten und der angelehnte Kasten ebenfalls nicht selten in eine kleine Bewegung geriet.

Nun kam es jedoch vor, daß verschiedene Dinge auf diesen Kasten gestellt wurden und sich eines Tages auch ein flacher Korb mit Äpfeln oben befand. Das war freilich schlimm, denn als die Eltern ihre Nachtarbeit zu machen begannen, geriet der Kasten alsbald wieder ins Wanken und mehrere Äpfel kamen ins Rollen. Ja einer davon entrollte sogar dem Korbe, fiel zunächst auf den Kasten und von da hinunter aufs Sofa, wo der Kleine schlief, dem er gerade ins Gesicht fiel und der dadurch munter wurde. Er fand den Apfel, nahm und verzehrte ihn mit Wohlbehagen, und bekam jedoch dadurch nur noch mehr Lust, einen zweiten zu verspeisen. Als er aber längere Zeit gewartet hatte, ohne daß einer herabfallen wollte, rief er seinem Vater zu: „Geh, Vater, tauch' doch besser bei der Mutter an und vögle mir noch einen Apfel herunter.“

64.

Vorne oder hinten.

A Bauer hat a Weib ghabt, das in oaner Nacht im Bett zu eahm gsagt hat: „Geh, Alter, probiern mer[1]) 's a oamal von hint', damit i a woaß, wie dös is.“ No guat, der Bauer machts von hint', geht drauf z'Ostern zur heiligen Beicht und gsteht dö Sünd' ein. „Mei'

liaber Bauer," sagt der Pfarrer, „da is's mir unmögli, Di' losz'sprechen," und schickt 'n Bauern ohne Buaß[2]) furt. Dahoam klagt's der Bauer natürli glei sein'm Weib, dös fürchten hat müassen, daß s' der Pfarrer hiatzt a nit wird lossprechen wollen und alle zwoa also in d'Höll' kämma müassen. Drum sagt sie zu eahm: „Du, Mann, mir werden halt 'm geistlichen Herrn a paar Fadeln[3]) schenken, daß er wieder af uns guat wird und von der Sünd losspricht." Geht alsdann zum Pfarrer und derzählt eahm, sie möchten eahm gern a paar Schweindln[3]) geben. „Dös is mir schon recht," moant der Pfarrer, „bring mir s' nur glei her." — „Ja, aber," gibt eahm d'Bäurin zur Antwurt, „i woaß eben nit, ob i s' beim vurdern[4]) oder beim hintern Tur einibringen soll. Es is nur z'wegen dö andern Leut' . . . ." — „A was," sagt der Pfarrer drauf, „vorn oder hint', dös is all's oans, wann s' nur einakämman." — „No sehgn S', Hochwürden," red't d'Bäurin hiatzt schnell z'ruck, „so is's, moan i, do' bei uns zwoa a gwest. Ob mir 'n[5]) mei' Mann vurn oder hint' einigsteckt hat, dös hat do' nix zum sagen ghabt, wann er nur drinn gwest is, nit?"

[1]) wir; [2]) Buße; [3]) Schweine; [4]) vorderen; [5]) Ergänze: penis.

65.

Der Kirchengesang.

Oan'm Meßner, der allweil bsoffen[1]) war, hat sei' Weib mit 'n Pfaffen betrogen. Oamal is er aber do' gwarnt worden und hat sich drum vürgnummen, sein'm Weib aufz'passen. Er tuat also als wann er bsoffen war', legt sich ins Bett und fangt ins Schnarchen an, is aber

dabei fest wach 'blieben. Nit lang danach kimmt der Pfarrer und fragt, ob der Mann schon schlaft. „Ja, er liegt schon," sagt d'Meßnerin, „aber mir kimmt dö Gschicht heut a bissel spanisch[2]) vür." — „No," moant der Pfarrer, „da wir'[3]) i halt glei schaun, ob man sich verlassen kann," und geht hin und reißt 'm Meßner oan'n Schüppel[4]) Haar' beim Arsch aus. Der macht koan'n oanzigen Muckser[5]) nit und tuat grad, als wie wann er wirkli im besten Schlaf sein möcht. Dös hat den zwoan paßt[6]) und sie haben g'schwind eahna[7]) Sacherl ausg'richt't, worauf s' nit wenig Freud ghabt haben, daß 's eahna[8]) wieder so schön g'lungen is.

Aft soan am andern Morgen der Pfarrer und d'Meßnerin bei der Früahmeß' just alloan in der Kirchen. Der Pfarrer, der no' ganz übermüati von gestern war, hat ang'fangen ins Singen: „Heilige Madonna, wie guat war dös heut' Nacht!" Und d'Bäurin hat natürli ihr'n Text drauf 'geben und g'sungen: „Wann nur dös alle Tag war'!" — — — „Da hätt i beim Arsch koane Haar' mehr!" singt aber a af oamal der Meßner, der draußt[9]) vor der Kirchentür gstanden is und g'lost[10]) hat und hiatzt gschwind einikämma is.

[1]) betrunken; [2]) „Das kommt mir spanisch vor" = das kommt mir sonderbar vor; [3]) werde; [4]) Büschel; [5]) Zuckung, Zuck; [6]) das kam den beiden gelegen; [7]) ihr; [8]) daß es ihnen; [9]) draußen; [10]) gehorcht.

66.

Die sonderbare Musik.

Ein Bauernmädchen, das an Winden litt, konnte sich dagegen nicht helfen und kam daher auf die Idee, sich einen Pfropfen anzuschaffen, um ihres Ungemaches

wegen in der Gesellschaft nicht Ärgernis zu erregen. Eines Tages, da sie sich auf einer Kirchtagsunterhaltung befindet, tanzt, springt und dabei überaus fröhlich ist, ahnt sie nicht, daß ihr plötzlich der Pfropfen herausrutscht und auf die Erde fällt, wo er zufällig bis zur Tribüne der Musiker rollt und dort liegen bleibt. Nicht lange danach merkt sie indessen ihren Verlust und kommt in große Verlegenheit, weil sie den Stoppel nicht gleich zu finden vermag. Sie sucht und sucht fortwährend, bis sie endlich etwas entdeckt, das ihrem verlorenen Pfropfen ähnlich ist. Doch merkt sie nicht, daß sie das Mundstück von der Flöte eines Musikers gefunden hat, dem es von der Tribüne herabgefallen und auf dem Tanzboden weitergerollt war. Sie geht also beiseite und steckt es unbedenklich an Stelle ihres verlorenen Pfropfens an. Inzwischen findet aber auch der Musikant, daß er sein Flötenstück verloren hat und beginnt es zu suchen. Er kommt von seinem Platze herunter, findet es selbstverständlich nicht mehr, sondern bloß den Pfropfen, den das Mädchen verloren hat und den er nun gleichfalls an seiner Flöte anbringt, um darauf wieder zu blasen.

Aber o Wunder! Während er nämlich entdecken muß, daß er keinen Ton daraus hervorzubringen vermag, weil er einen sonderbaren Pfropfen anstatt seines Mundstückes an der Flöte angebracht hat, beginnt das Mädchen von rückwärts in den lieblichsten Tönen zu blasen. Die Winde haben sie eben wieder geplagt und finden jetzt ihren Ausweg durch das Mundstück der Flöte. Sie erschrickt wohl heftig, aber die Schande muß sie doch ertragen, denn die ganze Sache ist alsbald aufgedeckt und gibt der ganzen Gesellschaft für

den Rest das Abends immerfort Stoff zum größten Gelächter und zu den derbsten Spöttereien.

67.

Die seltsame Kerze.

Zwoa Verliabte, denen immer af'paßt worden is, weil der Vader und d'Muatter d'Liabschaft nit leiden haben wollen, haben dabei koan'n andern Ausweg gwißt, als daß s' beim Stadltur[1]) af d'Nacht immer zsamm' kämma soan. 's Tur war aber fest zuagriegelt und so hat der Bua halt zum Mensch[2]) gsagt: „Du, Mariedl, i wir' a Loch da machen und mein'n[3]) einistecken und Du wirst die Deine[4]) hinhalten. So wirds schon gehn, daß mer uns a bissel mitanander unterhalten kinnan.“

Alsdann haben sie 's tan und a paarmal hoamli gvögelt. Aber af oamal hat die Gschicht a schrecklichs End gnummen, denn im Stadl drinn, wo der Hansl gstanden is, war a Sengst[5]) afghängt, dö durch das Hin- und Herwackeln selber in Bewegung kämma is und zuafälli bei oan'm Ruck[6]), den der Hansl in der vollen Arbeit macht, abifallt und eahm grad 'n Zumpf a'haut[7]). Der Hansl derschreckt natürli af dös auffi aufs höchste und rennt davon und d'Mariedl, die dös glei gspürt hat, nimmt dös Trumm[8]) aussa, wirft 's weg und schaut a, daß s' weiterkimmt. War dös hiatzt a Jammer, wie der Bua g'mirkt hat, daß er sei' Werkzeug für Zeit und Ewigkeit verlurn hat und wie d'Mariedl gsehgn hat, daß s' ihr'n Hansl ihr Lebtag nimmer heiraten kann! Was kann man aber dagegen machen? Sie haben sich halt in ihr Schicksal fügen müassen und

es war' schon recht gwest, wann dö zwoa alloan von der Gschicht gwißt hätten und nit no' zum Schaden 'n Spott hätten tragen müassen, denn dö Leut soan niemals barmherzi und woanen[9]) nit mit oan'm, wann man a Unglück hat, sondern soan immer nur zum Lachen afglegt, wie 's halt schon so af der Welt is. Und glacht haben d'Leut wirkli nit wenig, wie s' ghört haben, was gschehgn is. Das ganze Dorf und dö ganzen Nachbardörfer habens in a paar Tag' gwißt und dö armen Teufeln haben sich lange Zeit gar nit aus eahnere[10]) Hütten 'traut, damit nit alle mit d'Finger af sie zoagen[11]) sollen.

Wie aber dös kämma is, daß 's alle Welt erfahren hat, dös will i Eng hiatzt verzählen. In derselben Nacht soan nämli dö alten Weiber in d'Metten[12]) 'gangen und haben sich, weils recht finster war, a Latern mitg'nummen. G'rad beim Stadltur geht dagegen oan'm alten Weib 's Laterntürl af und d'Kerzen fallt af d'Erd und löscht aus. Sie tappt im Finstern umanand, derglengt[13]) zuafälli dös Trümml, steckt sichs in d'Latern und will 's anzünden. Dös is freili nit 'gangen und so is s' halt weiter'tappt, bis s' zur Kirchen kimmt, wo sa[14]) sich in oan'n Stuhl setzt und dö seltsame Kerzen, ohne daß sie s' angschaut hat, zwischen d'Finger nimmt und d'Händ' ganz andächti zur Brust zuchidruckt[15]), wobei s' gleichzeiti a paar Vaterunser z' beten anfangt. Inzwischen schaut sich aber ihre Sitznachbarin dö Kerzen alleweil an und kann sich nit gnua d'rüber wundern, warum die koan'n Docht nit hat und dabei in so merkwürdigen Farben spielt.

Af oamal, wie 's zum Evangeli[16]) kämma is, will sich s' dö Alte endli do' a anzünden und halt[17]) s'

halt ihrer Nachbarin hin und sagt: „Frau Nachbarin, i bitt schön, a Liacht.“ Da schaut sich dö das Ding erst näher an und siacht, was dös is. „O pfui Teufel“, moant s', spuckt aus und rennt aus 'm Stuhl, „was hat denn da d'Lehner Moam[18]) in der Hand?“ Wie dös hiazt dö andre hört, derschreckt s' a nit kloa und bemirkt erst, was s' eigentli da zwischen ihre Finger hat und mit dem s' da gar so andächti zu unserm Herrgott 'bet't hat. Selbstverständli wirft sie 's so schnell als mögli weg und macht sich ebenfalls aus'm Staub.

Am andern Tag hat aber der Meßner beim Auskihrn dös seltsame Ding gfunden und weil er ghört hat, daß der Hansl nit heiraten kann, hat er glei gwißt, wem 's ghört. Er tragt eahm dös Trümmerl hin und der Hansl reißt nit weni d'Augen af, wie er hört, daß 's der Meßner gar in der Kirchen gfunden hat. Wieso dös gschehgn is, hat eahm der freili a nit derklären kinna[19]), denn dö zwoa alten Weiber haben nie was verraten.

Aber unter d'Leut is 's do' dadurch kämma, denn der Meßner war a alte Tratschmirl[20]), der mitsamt die andern sich nur gfreut hat, wann irgend oan'm a Unglück zuag'stoßen is oder oan'm sunst was a Gwirkst[21]) gmacht hat.

---

[1]) Scheunentor; [2]) Mensch, Ausdruck für Mädchen; [3]) Ergänze: penis; [4]) Ergänze: vulva; [5]) Sense; [6]) Stoß; [7]) ... und ihm gerade den penis abhaut; [8]) Trumm = großes Stück, hier penis; [9]) weinen; [10]) ihren; [11]) zeigen; [12]) Mette, eine Messe, welche in der kath. Kirche in der Nacht vor jedem großen Feiertag gehalten wird; [13]) erlangt, erwischt; [14]) sie; [15]) hinzugedrückt; [16]) Evangelium; [17]) ... und hält sie ...; [18]) Muhme, jetzt meist Bezeichnung

für eine alte Frau; [19]) können; [20]) Tratschmaul, Zuträger, Ohrenbläser; [21]) Gewirkst = Störung, Ungelegenheit, Beschwerlichkeit, Nachteil.

68.

Der Pfarrer und der Schweinedieb.

Z'nachst der Grenz von Niederösterreich und Mähren grad in der Gegend, wo so viel Wein af oan'm jeden Hügerl wachst, liegen drei kloane Ortschaften glei nebeneinander, dö Ober-, Mitter- und Unterretzbach hoaßen und a zu oaner Pfarr zsamm ghören. Durt verzählt man sich no' heut a Gschicht von oan'm Pfarrer und oan'm Diab, wie der hätt sollen derwischt werden, wie aber statt eahm der Pfarrer d'Hieb' eingheimst hat, weil der Diab a Schlaucherl[1]) war und 'm Pfarrer oan'n schön'n Possen gspielt hat. Damit ös[2]) aber a derfahrts, wie dös zuagangen is, will i eng[3]) dö Gschicht vom Anfang bis z'End verzählen.

Dös is nämli a so gwest. Der Diab hat schon allweil 'n reichen Bauern d'Schweindln gstohlen und a die Küah', wann und wo er s' nur derwischt hat, ohne dass man'n a nur oamal bei seine Diebereien hätt' derwischen kinna. Über dös soan natürli d'Bauern nit wenig afbracht gwest und haben dem Kerl hoch und teuer gschwuren, sie werden 'n no' derschlagen, wann s' 'n oamal wo antraplieren[4]) sollten. Es hat aber alles nix gnutzt, bis oan's schön's Tags der Pfarrer, grad wie er af der Straß von oan'm Ort zum andern geht, af a recht a seltsame Art dem Diab af d'Spur kämma is. Wie er halt a so furttorkelt und an all's mögliche, nur an nix Heiliges denkt hat, bsunders aber an d'Bauernweiber,

mit denen er allen, weil er a großer Hollodri[5]) war, a Liabschaft ghabt hat, weswegen eahm a viele Bauern aufsäßi waren, kimmt eahm a kloaner Bua entgegen, der ganz lusti gsungen hat:

„Ober- und Unterretzbach
Und Mitterretzbach a,
Mei' Vader stiehlt dö Fadeln[6])
Und fressen tuat er s' a."

„Oho", denkt sich der Pfarrer, der z'erscht net gwißt hat, was dös hoaßen soll, „was hör i da? — Geh', kimm her a bissel, Du Kloaner," ruaft er hiatzt dem Buam zua, „geh, kimm oamal her und sing mir wieder das Liedl, was i da zuvur ghört hab." Weil aber der Kloane nit glei gangen is, hat er gmoant: „No geh, so mach do', kriagst ja a Sechserl[7]), wannst Du 's no' mal singst." — „Um a Sechserl", denkt sich der Bua, „kann i 's schon toan, wann mirs a der Vader vabot'n[8]) hat." Und weil er a schon lang oan'n Plangen[9]) nach Schleckereien hat, so acht't er nit af sein'm Vadern seine Wurt und singt alsdann vorm Pfarrer so laut als er nur kann:

„Ober- und Unterretzbach
Und Mitterretzbach a,
Mei' Vader stiehlt dö Fadeln
Und fressen tuat er s' a."

„Is schon guat", sagt der Pfarrer, „da hast das Geld und red mit neamd 'was davon, daß Du mir dös Liedl vurgsungen hast. Am Sunntag aber kimmst zur Predigt in d'Kirchen und stellst Dich glei neben die Kanzel hin. Wann i dann ruaf: Hutterer Tonl, steig herauf! so rennst schnell af d'Kanzl zu mir auffi und singt es no' mal. Hast mi' verstanden?" — „Ja, Hochwürden", antwurt't der

Bua, küßt 'n Pfarrer d Hand, sagt: „Gelobt sei Jesus Christus!" und hupft wieder davon.

„Hiatzt hab i den Diab", denkt sich der Pfarrer, wie er so weitergeht, „der Hutterer is's also, der Lump. der mir schon lang verdächti vürkämma is. Aber i wir[10]) 'n am Sunntag von sein'm oagnen Fleisch und Bluat verraten lassen! Der Bua wird sein' Vadern sei' Schand singen und die Bauern werden koa kloane Freud nit haben, wann s' wissen werden, wer ihnen d'Schweindln und d'Küah' gstohlen hat."

Ganz zfrieden über den Fang is er hoamgangen und hat af der Stell 'm Meßner zu alle Bauern gschickt, daß s' ja am Sunntag alle pünktli in d'Predigt kämman, weil er eahna 'was ganz Bsunders vürz'bringen hätt. A der Bua is hoamgsprungen, ganz glückli drüber, daß er a Sechserl kriagt hat und hats akkrat[11]) a seiner Muatter zoagen müassen, dö 'n natürli glei fragt, woher 's is. „I därfs nit sagen, daß mirs der Herr Pfarrer gschenkt hat", sagt er. — „Der Herr Pfarrer hat Dirs geben und warum?" — „Weil i so schön gsungen hab". — „Und was hast denn dann gsungen?" -- „No woaßt, dös Liadl, was mir der Vader glernt hat:

„Ober- und Unterretzbach
Und Mitterretzbach a,
Mei' Vader stiehlt dö Fadeln
Und fressen tuat er s' a."

D'Muatter is nit wenig derschrocken, wie s' dös ghört hat und is im Augenblick zum Vadern g'rennt, der hiatzt sein'm Sihnl[12]) a anders Liadl mit 'n Stecken gsungen hat. »Wart, Lausbua, i wir' Dir geben! Hab i Dir dös glernt, daß Du's 'n Pfarrer vursingst, Du Schüppel, Du?" Und dann hat er eahm gsagt, wie er am Sunntag

anderscht singen muaß, sobald 'n der Pfarrer af d'Kanzel auffi ruafen sollt.

Aft wie halt der Sunntag kämma is, soan d'Bauern alle natürli recht neugieri gwest, was eahna der Pfarrer so Wichtig's predigen wird und soan drum alle kämma bis am letzten, der sunst nit gar gern in d'Kirchen 'gangen is. Der Pfarrer hat anghebt[13]) und verzählt, er hätt 'n Diab endli derwischt und tät hiatzt die fromme Gemeinde von seiner Schuld af a ganz a bsundere Weis' überzeugen. Dann hat er von Jesus gred't, der a großer Kinderfreund war und die Kloan' so gern ghabt hat, weil s' gar so unschuldi soan und immer d' Wahrheit reden. A vom alten Testament hat er eahna was vürgschwabelt[14]), wo soviel von der sündenlosen und fleckenreinen Seel der Kinder gschrieben steht und drauf gmoant: „Auch ich werde Euch heute, meine liebe fromme Gemeinde, durch den Kindermund das verkünden lassen, warum ich euch hieher gerufen habe. Ich sprich also wie Jesus Christus, unser erhabener Herr und Gott: Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn sie sprechen die Wahrheit. Hutterer Tonl, steig herauf!" Der Kloane, der schon unten allweil paßt[15]) hat, bis er gruaft wird, is im Moment af der Kanzel beim Pfarrer oben, der ganz feierli sei Kapperl ab'tan hat und 'n Buben hiatzt vor eahm hinstellt. Der fangt a glei, ohne daß er sichs hat zwoamal schaffen lassen, ins Singen an:

„Ober- und Unterretzbach
Und Mitterretzbach a,
Unser Pfarrer schlaft bei der Muatter
Und bei d'jungen Mentscher[16]) a."

Wie der Pfarrer dös hört, is er völli paff und wird koasweiß im Gsicht, die Bauern unten aber werden alle

laut: Dö oan'n lachen, dö andern fluachen, dö dritten schreien, dö vierten reißen d'Mäuler af und soan derschrocken, und a paar, dö 'n Pfarrer schon lang af der Picken ghabt haben, weil s' a jeder gwißt haben, daß er s' mit eahnan Weib betrüagt, soan im Nu af der Kanzel oben gwest und haben 'n Pfaffen 'packt und über d'Stiagen abaghaut. Der hat allweil gschrian: „I bin unschuldi, fromme Gmeinde, i bin unschuldi!" Dö haben aber nit ghört, sondern haust nit, so gilts nit, hin'droschen und no mehr gschrian: „Siahgst, Pfarrer, hiatzt woaß mer's wenigstens! Du hast mi' a betrogen! Erst gestern warst bei mein'm Weib, glaubst, i woaß's nit? Sagen denn d'kloan'n Kinder nit d'Wahrheit, was?"

Dabei is der arme Teufel so ghaut worden, daß er acht Tag' im Bett liegen 'blieben is, dann hat er erst no' von der Pfarr müassen. Der Diab hat sich aber ins Fäusterl glacht, hat sein'm Buam a Sechserl gschenkt, weil er dösmal so brav war, is vor der Welt a Ehrenmann 'blieben und hat sei Handwerk lusti weiter 'trieben.

[1]) Schlaucherl, schlauer Mensch; [2]) Ihr; [3]) Euch; [4]) antraplieren von franz. attraper = antreffen; [5]) Hallobruder, lebenslustiger Mensch und Weiberfreund; [6]) Junge Schweine; [7]) Zehnkreuzerstück, eine frühere österr. Münze; [8]) verboten; [9]) Verlangen; [10]) werde; [11]) Akkurat, hier im Sinne von wirklich, tatsächlich und in der Tat gebraucht; [12]) Söhnchen; [13]) angefangen; [14]) Vürschwabeln von franz. persuader, soviel wie vorplappern; [15]) aufgepaßt, aufgemerkt; [16]) Mädchen.

69.

Das Grasband.

Die Niederösterreicher erzählen sich von den Egerländern (von welchen viele übrigens weder wissen

wo sie wohnen, noch welche Landsleute es sind) folgendes Geschichtchen:

Ein Egerländer Bauer fuhr mit seiner Alten auf das Feld, um Flachs, der einfach Haar genannt wird, zu holen. Sie hatten einen Schiebkarren, auf dem sich ein Grastuch mit dicken, breiten Bändern befand. Als sie nun den Flachs zusammengerafft und im Grastuch auf dem Schiebkarren versorgt hatten, kam dem Bauern die Lust an, sein Weib zu vögeln. Sie legte sich daher aufs Grastuch und der Mann fuhr hinein, vermochte aber nicht weiter zu kommen, denn irgend etwas schien ihm den Weg zu versperren. „Was ist das", fragte er, „daß ich heute gar nicht hineinkommen kann?" — „Du lieber Gott", antwortete die Bäurin, „was soll es anders sein, als ein Haar, das vielleicht zufällig hineingeraten ist. Du mußt eben nachsehen und es herausziehen." Da sah der Bauer nach, aber o Wunder, es war das dicke Grasband, das hineingeschlüpft war und von dem die Bäurin glaubte, daß es bloß ein Haar oder ein Flachsstengel gewesen sei. —

Welche Löcher müssen dann wohl diese Egerländerinnen eigentlich haben?

70.
Der Rat des Hauptmanns.

Ein Kadett beschwerte sich einst bei seinem Hauptmann, daß es ihm immer an Geld mangle. „Ich mag tun und machen, was ich will", klagte er, „so finde ich keinen Weg, mir einmal recht viel Geld zu verschaffen." — „Wenn Du das willst," sprach der Hauptmann und lachte, „so weiß ich einen Rat, wie Du auf die leich-

teste Art zu Geld kommen kannst. Du brauchst nur in irgend eine Gasse zu gehen, dort die Hose abzuziehen und niederzumachen, dann wirst Du sofort sehen, daß man sich auch damit etwas verdienen kann."

Der Kadett schüttelte etwas ungläubig den Kopf, beschloß aber dennoch, das Experiment zu wagen und begab sich am nächsten Abend in eine nahe Gasse. Dort nahm er seine Hose ab, setzte sich gegenüber einem Hause nieder und verrichtete seine Notdurft. Kaum war er jedoch fertig, als ihm aus einem Fenster des Gebäudes gewinkt wurde. Er folgte dieser Einladung und trat in die Wohnung, woselbst ihn eine schöne Frau und zwei bildhübsche junge Mädchen, die anscheinend ihre beiden Töchter waren, empfingen, ihn in ein großes Zimmer führten und dort erklärten, sie hätten soeben seinen Tröster gesehen, der ihnen so gut gefalle, daß sie ihn zu kosten wünschten. Also mußte der Kadett die Frau samt ihren Töchtern vögeln und erhielt noch, als er fertig war, einen guten Imbiß, sowie fünfzig Gulden, worauf sie ihn wieder freundlichst entließen.

Hocherfreut über dieses Glück, lief er sofort zu seinem Hauptmann zurück und erzählte ihm, wie er seinen Rat befolgt und sich dadurch wirklich viel Geld verdient habe. „Und wo war es doch, in welcher Gasse hast Du niedergemacht und in welches Haus hat man Dich gerufen?" fragte neugierig der Hauptmann. Nun bezeichnete ihm der Kadett die Gasse, beschrieb ihm das Haus und die Wohnung und gab schließlich auch eine Schilderung der Frau und ihrer beiden Töchter. „Halt," rief dagegen jetzt plötzlich der Hauptmann, als der Kadett noch weitererzählen wollte, „ich weiß

genug! Kerl, Du hast ja meine ganze Familie gevögelt! Aber mir geschieht recht, denn so etwas kann nur von den verfluchten guten Ratschlägen kommen!"

71.

Die Erlebnisse des Soldaten.

Es war einmal ein Soldat, der in einer kleinen Stadt in Garnison lag. Das war ein guter Bruder, der besonders bei den Weibern sehr viel galt, weil es ihm an äußerer Schönheit nicht fehlte und er vor allem auch ein tüchtiger Liebhaber war.

Eines Tages saß er eben mit einem Kameraden auf einer Bank im Parke der kleinen Stadt und unterhielt sich mit dem Aufschlagen von Nüssen. Er verwendete dazu, da er kein Messer besaß, die Faust, mußte aber manchmal so kräftig zuschlagen, daß ihm der Handballen bald zu schmerzen begann. „Ach was," sagte er zu dem andern, „wozu habe ich meinen steifen Schlägel da unten? Soll mir der auch einmal Nüsse knacken!" Sprachs und zog also seinen Schwanz heraus, mit dem er so tüchtig auf die Schalen loshieb, daß sie nur so zersprangen. In diesem Augenblicke kam jedoch gerade die hübsche Frau eines reichen Branntweinschänkers, der in der Nähe wohnte, mit ihrem Dienstmädchen vorüber und sah, was der Soldat hier trieb. „Das ist auch nicht übel," dachte sie, „was der Bursche doch alles kann!" Und auf dem ganzen Wege ging ihr der Soldat nicht mehr aus dem Kopfe, der sich sogar mit seinem Tröster die Nüsse knacken konnte. Beim Tore ihres Hauses angelangt, befahl sie deshalb

dem Mädchen, zurückzukehren und dem Soldaten zu sagen, daß er sie morgen nachmittags besuchen solle. Dieser lachte nicht wenig, als er die Einladung erhielt und freute sich umsomehr, weil er dadurch nicht nur Geld ersparen, sondern sogar zu gewinnen hoffte.

Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht. Die Branntweinschänkersgattin empfing ihn auf das allerfreundlichste, gestand ihm, welchen Gefallen sie eigentlich an seinem Treiben gefunden und wie sehr sie zufrieden wäre, wenn er auch bei ihr so kräftig Nüsse aufschlagen wollte. Der Soldat versprach es und bewies ihr gleich, daß er das Vertrauen, das sie in seine Mannbarkeit gesetzt hatte, vollauf zu rechtfertigen imstande war. Ganz entzückt hierüber, gab sie ihm zu essen und geriet mit ihm in die fröhlichste Stimmung, als plötzlich an der Türe gepocht wurde und ihr Mann Einlaß begehrte. Was sollte sie nun schnell tun? Sie konnte wohl nichts anderes, als ihren Liebhaber, so gut es eben möglich war, verstecken, und so schob sie ihn denn in einen Wandkasten, wobei sie ihn noch mit etlichen Kleidungsstücken sorgfältig verdeckte und hierauf ihrem Mann aufschloß. Dieser schien wohl ihre Verstörtheit und die Unordnung, welche im Zimmer herrschte, zu bemerken, kehrte sich indessen wenig daran, da er gerade ein wichtiges Geschäft im Kopfe hatte und ging alsbald wieder fort. Die Frau, welche froh war, daß die Gefahr so schnell vorüber, ließ nun den Soldaten aus seinem Verstecke hervor, schenkte ihm rasch einen Gulden und entließ ihn mit der Aufforderung, morgen nachmittags wieder zu kommen, weil sie vermeinte, daß ihr Mann überhaupt nichts von der Sache entdecken werde.

Wie dagegen der Jüngling auf die Straße kam, erblickte er den Branntweinladen und dachte, sich mit dem erhaltenen Gelde gleich gütlich zu tun und trat demnach ein. Es dauerte nicht lange, als er sich mit einem andern Gast in ein Gespräch verwickelt sah, in dessen Verlauf sich dieser rühmte, daß niemand so großes Glück besitze wie er und daß er sowohl das Unglück der anderen als auch das eigene stets wieder in Glück verwandeln könne. Diese Großmauligkeit mißfiel dem Soldaten sehr und er behauptete, auch andere hätten Glück und vielleicht noch größeres als jene Leute, die sich immer ihres Glückes zu rühmen pflegen. „Denn seht nur mich an," fuhr er fort, „so habt Ihr einen wahren Glücksengel vor Euch. Nennt Ihr es denn kein Glück, wenn man bei einer hübschen Frau ist, ihre Gunst genießt und der Mann kommt gerade hinzu, ohne eine Ahnung von der Geschichte zu haben?" Und er erzählte ihm hierauf das ganze Abenteuer, konnte aber natürlich nicht wissen, daß der Branntweinschänker, der inzwischen ebenfalls herbeigekommen war und zuhörte, der Mann der Frau war, der die beiden überrascht hatte. Wohl ärgerte sich dieser nicht wenig, als er von der Treulosigkeit seiner Gattin erfuhr, beschloß aber bei sich, die Sache nicht gleich im Anfange zu verderben, sondern zunächst zu prüfen, wie weit ihre Niedertracht und ihr betrügerisches Spiel eigentlich reichen würden. Deshalb schenkte er dem verblüfften Soldaten gleichfalls einen Gulden, munterte ihn selbst auf, die Frau zur bezeichneten Stunde bestimmt zu besuchen und nahm ihm das Versprechen ab, hierauf wieder in die Schenke zu kommen und über sein Abenteuer Bericht zu erstatten, worauf er ihn freundlich entließ.

Also ging der Soldat zum zweitenmale zur Frau und einige Zeit danach klopfte abermals der Mann an. Die Branntweinschänkerin, die nicht wußte, was sie zunächst tun sollte, kam indessen bald auf den Gedanken, den Liebhaber in die letzte Schublade eines breiten Kastens zu pressen, worin er gerade mit der größten Mühe Platz finden konnte und sich wie der Fisch im Heringfaß dünkte. Daher suchte denn auch der Branntweinschänker, der ganz erbost tat und seine Frau eine Ehebrecherin schalt, der er das Handwerk legen werde, im Kleiderkasten und zwischen den anderen Möbelstücken vergeblich den Soldaten und mußte sonach unverrichteter Dinge und voll Zweifel an dessen Wahrheitsliebe wieder abziehen.

Dieser belehrte ihn hingegen in der Schenke alsbald eines Besseren, indem er hoch und teuer schwor, daß er kein Lügner sei, der eine anständige Frau verleumden wollte und daß er sich bestimmt in der unteren Lade des Kastens befand, dessen Standort und Aussehen er so genau beschreiben konnte, daß der Branntweinschänker von der Richtigkeit dieser Angaben sich unbedingt überzeugen mußte. Im Zorne über die Schlauheit und Findigkeit seines Weibes gab er somit dem Soldaten abermals einen Gulden und nahm ihm das Versprechen ab, noch einmal die Frau zu besuchen, was der erstaunte Soldat auch getreulich zu tun versprach.

Diesmal nahm sich aber der Branntweinschänker ernstlich vor, das ganze Zimmer von oben nach unten zu kehren und keinen Winkel zu durchsuchen vergessen und klopfte also zum drittenmale an, als der Soldat gerade bei seiner Frau war. Sie geriet natürlich

in große Angst und wußte anfangs nicht, wo sie ihn hintun sollte, da sie jetzt kaum mehr ein rechtes Versteck wußte. Aber Frauen wissen schließlich in der höchsten Not den besten Rat. Sie hatte nämlich in einer Ecke eine Statue des heiligen Johannes stehen, die im Innern hohl war. Unter diese stellte sie nun den Liebhaber, stürzte sie darüber und ließ darauf ihren Mann ein. Selbstverständlich fand er jetzt wieder nichts, so sehr er auch das ganze Zimmer durchstöbern mochte und trotzdem er fest überzeugt war, daß der Soldat hier sein müsse. „Ich will nur wissen, wo Du ihn hast,“ rief er schließlich, „und werde Euch beiden gewiß nichts zu Leide tun.“ Doch sie glaubte dieser Versicherung nicht und leugnete fortwährend. Da geriet er in höchste Wut und drohte ihr mit Schlägen. „Ach, heiliger Johannes,“ flehte sie, als der Mann diese fürchterliche Drohung ausstieß, und warf sich vor der Statue auf die Knie, „ach, heiliger Johannes, sage Du es, der Du doch immer hier anwesend warst, ob ich einen Liebhaber empfangen habe oder nicht!“

Und o Wunder! Der heilige Johannes, der bisher stumm gewesen, fing auf die Bitte der Branntweinschänkersgattin zu sprechen an: „Beruhige Dich, gute Frau, ich weiß, daß Du unschuldig bist! Ich habe niemals jemanden bei Dir gesehen und kann sagen, daß Du auch heute keinen fremden Mann empfangen hast.“ Kaum hatte der Mann diese Worte aus der Statue vernommen, als auch schon sein Zorn dem größten Erstaunen wich, während die Frau es scheinbar ganz in Ordnung fand, daß der Heilige ihre Unschuld und Reinheit so laut gepriesen hatte. Und da er ein sehr gottesfürchtiger und frommer Mensch war, der an

Wunder glaubte, so vermeinte der Branntweinschänker in der Tat ein Wunder wahrgenommen zu haben und rief deshalb ganz entzückt aus: „Wie, liebes Weib, hat der Heilige wirklich gesprochen? O, dann verzeihe mir, heiliger Johannes," wandte er sich an die Statue, „daß ich so schmutzigen Verdacht auf meine Frau werfen konnte! Ich will Dir alles gerne glauben, Du von Gott gesandter Mann, und bitte Dich nur, mich wegen meiner Heftigkeit bei Gott nicht zu verklagen." Sprachs und lief hinüber ins nahe Nonnenkloster, wo er von dem Wunder sofort berichtete. Und nicht lange danach wußte es auch schon das ganze Städtchen, sodaß, als man die Statue im feierlichen Zuge in die Kapelle des Klosters überführte, fast die ganze Bevölkerung Spalier bildete und bis spät Abends von allen alten Weibern und sämtlichen Nonnen Gebete verrichtet wurden, damit der Heilige von neuem sprechen und seine Wunder zeigen sollte. Der arme Teufel im Innern rührte sich dagegen nicht, um sich nicht etwa als ganz gewöhnlicher Mensch und Ehebrecher zu verraten, obwohl er so wenig Luft hatte, daß er fast zu ersticken glaubte und schon allerhand Bedürfnisse fühlte, die längst nach Befriedigung riefen. Das war wirklich ein schwerer Stand, zumal die alten Weiber durchaus nicht weichen wollten und auch die Nonnen ihre Gebete immer wieder von neuem anfingen. Endlich nahm er wahr, daß es um ihn stille geworden und er wollte nun die Statue verlassen, um ins Freie zu gelangen. Sosehr er sich hingegen auch bemühen mochte, aus dem Hohlraume zu kommen, gelang es ihm dennoch nicht und er hätte gewiß elendiglich zugrunde gehen müssen, wenn er nicht um Mitternacht plötzlich ein Geräusch

vernommen und vor sich die Stimme eines Mädchens gehört hätte, das sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Ach, lieber heiliger Johannes, wenn Du schon heute ein Wunder getan hast, so zeige auch mir armen Mädchen gegenüber einmal Deine Gunst! Siehe, ich bin jung und voll frischen Blutes und muß hier in diesen engen Wänden verschmachten. Mach drum, lieber heiliger Johannes, daß ich bald aus diesen dumpfen Mauern in das fröhliche Leben der Welt komme, oder gib mir einen Liebhaber, damit nicht immer meine Nächte so einsam und öde vergehen und ich mit ihm küssen und scherzen kann, so oft ich nur mag." Wer so sprach, das war niemand anderer als ein junges Nönnlein, das unfreiwillig ins Kloster gesperrt wurde und nun so große Sehnsucht nach der Welt und der Freiheit empfand. Natürlich antwortete der Soldat, der nicht wenig erfreut war und fröhlich aufatmete, daß nun seine Befreiung aus der fast unerträglichen Lage in solche Nähe gerückt war, dem Mädchen mit den aufmunterndsten Worten und fuhr fort: „Ich bitte Dich indes, liebes Kind, nicht zu erschrecken, wenn ich Dir sage, daß ich gar nicht der heilige Johannes bin. Stürze mich nur einmal um und Du wirst gleich sehen, wer ich bin." Die Nonne war zwar anfänglich in große Furcht geraten, erholte sich dagegen rasch wieder und tat, wie er geheißen. Da stand nun der Soldat vor ihr und bat sie um Nonnenkleider, damit er bei ihr bleiben und ihr Liebhaber sein könne. Das gefiel ihr freilich sehr und sie brachte das Gewünschte herbei, worauf sie sich sogleich niederlegten und sich gütlich taten. Und das geschah in der Folge noch ziemlich oft, ohne daß jemand irgend etwas bemerkt hätte. Erst später

begab es sich, daß eines Nachts eine Nonne, die im selben Zimmer schlief, zufällig erwachte und das Geräusch hörte. Sie versprach aber, nichts zu verraten, wenn die Jüngere den Liebhaber mit ihr teilen wolle, worauf diese schließlich, um nicht entdeckt zu werden, eingehen mußte. Nun hatte der Soldat bereits zwei Nonnen zu bedienen, wozu noch später, weil es immer wieder verraten wurde, fast alle anderen kamen und er wie ein Sultan im Harem lebte und nicht genug nächtliche Arbeit verrichten konnte.

Das ging denn auch einige Zeit so fort, bis sich schließlich bei einigen Nönnlein die Folgen zu zeigen begannen und die Visitatoren darauf aufmerksam wurden. Sogleich wurde eine hochnotpeinliche Untersuchung eingeleitet und das ganze Kloster nach der Mannsperson durchforscht. So sehr man jedoch auch suchen mochte, fand man dennoch in keinem Winkel des Hauses irgend etwas Verdächtiges, weshalb man sich entschloß, unter den Nonnen selbst die Untersuchung fortzusetzen. Das brachte nun freilich große Verwirrung unter sie, denn sie wußten nicht, was sie mit ihrem Liebhaber jetzt anfangen sollten, um nicht als unheilige und unkeusche Dienerinnen der Kirche bloßgestellt zu werden, bis sie endlich auf die Idee kamen, ihm das Glied mit einer Schnur nach rückwärts zu ziehen und die Schnur selbst an seinem Halse zu befestigen, so daß es vorne aussah, als ob er ebenfalls ein Weib wäre. Während der Visitation mußte indes die Oberin umso sorgfältiger und näher auf die verschiedenen Dingerchen zwischen den Füßen blicken und sie umso mehr betasten, da sie nur ein einziges Auge besaß und auch dieses an seinem Sehvermögen bereits stark

gelitten hatte. Und wie nun dazu auch die Nönnlein so pudelnackt mit ihren weißen Brüstlein, dem feinen roten Spalt und dem schwarzen zarten Flaum zwischen den Füßen dastanden, schwoll ihm das Glied so mächtig an, daß die Schnur jeden Augenblick zu reißen drohte. Und richtig! Als gerade die Oberin, aufmerksam durch die sonderbare Beschaffenheit dieser Nonne, das Ding näher ins Auge faßte und es dabei fleißig begriff und betastete, riß auch schon die Schnur und der Kerl flog ihr im Nu mit solcher Wucht in das Auge, das ihr noch geblieben war, daß auch dieses herausgeschlagen wurde und die arme Frau auf der Stelle erblinden mußte.

So hatte also dieser unglückselige Soldat durch sein Abenteuer nicht nur eine Frau zur Ehebrecherin und eine Anzahl heiliger Frauen schwanger gemacht, sondern auch eine unschuldige Äbtissin um ihr Augenlicht gebracht.

72.

Die Abenteuer des Pfeifendeckels.[1])

Obwohl die Pfeifendeckel nicht gerade zu den pfiffigsten Menschen gezählt werden können und fast immer recht faule, dumme, schmutzige und häßliche Burschen sind, die bei jedem Schritt stolpern, weil sie nicht wissen, wie sie den einen Fuß vor den anderen setzen sollen, gibt es dennoch Ausnahmen, die man allerdings als die weißen Raben dieser wunderlichen Gattung von Geschöpfen in unseres Herrgotts Menagerie bezeichnen muß.

Einen solchen Diener besaß einst auch ein Leutnant, dessen hübsche Frau auf den sauberen Burschen ihre unsauberen Wünsche gerichtet hatte und dabe solange bemüht war, ihn in ihre Netze zu locken, bis ihr dies auch endlich gelang. Dann aber hielt sie ihn immer die längste Zeit bei sich zurück, so daß er stets zu spät in die Kaserne kam, wo er sich täglich zu einer bestimmten Stunde zum Rapport zu melden hatte. Deshalb vom Hauptmann eines Tages um den Grund seines Ausbleibens befragt, mußte er gestehen, daß die Frau seines Herrn ihn zu gewissen Dienstesverrichtungen benötige, die eigentlich dem Herrn Leutnant selbst zukommen sollten. Natürlich berichtete der Hauptmann diese Antwort des Dieners sofort dem Leutnant, der unverzüglich beschloß, das treulose Weib zu überraschen. Gleich am nächsten Nachmittag kam er also vor die Türe seiner Frau und begehrte Einlaß. Sie hatte aber gerade den Soldaten bei sich und verbarg ihn daher rasch in einem Kasten, in dem sich eine große Anzahl von alten Mänteln des Leutnants befanden, worauf sie ihrem Mann aufschloß. Dieser ahnte wohl, daß sie ihren Liebhaber bei sich habe, nahm jedoch nur zwei Mäntel aus dem Kasten heraus und glaubte nicht, daß sie ihn noch tiefer versteckt haben könnte. Doch sie hatte den Burschen unter den dritten Mantel gesteckt. Und als der Hauptmann ihn wieder wegen seines Ausbleibens zur Rede stellte, bekannte er, gerade von der Leutnantsgattin zu kommen, die ihn, da ihr Mann dazukam, unter seinem dritten Mantel verborgen hatte. Der Hauptmann berichtete dies somit abermals dem Offizier, der sich nun vornahm, auch unter den dritten bis zehnten Mantel zu sehen. Indessen

steckte die Frau den Liebhaber unter den elften Mantel und der Leutnant, der nur die ersten zehn Mäntel wegnahm, fand ihn abermals nicht. Natürlich kam der Soldat durch diesen Zwischenfall jetzt wieder zum Rapport zu spät und der Hauptmann fragte ihn zum drittenmal um die Ursache seines Fernbleibens. „Meine Herrin," antwortete er, „hielt mich auch heute wie gewöhnlich zurück und zufälligerweise kam abermals der Herr Leutnant dazu, der mich hinter den zehn ersten Mänteln suchte, während ich hinter dem elften versteckt war."

Was mochte nun der Leutnant tun? Auf den Rat seines Hauptmannes, der ihm von diesem neuen Streich der Frau erzählt hatte, nahm er sich demnach vor, das nächstemal sämtliche Mäntel aus dem Kasten zu werfen, um den Burschen endlich zu finden. Doch die Frauen wissen immer mit neuen Listen der Entdeckung ihrer Heimlichkeiten zu entgehen und sie steckte ihn einfach, als sie der Leutnant neuerdings überraschen wollte, in ein Bischofsgewand, das sie am letzten Nikolotage[2]) zu einem Maskenscherz benützt hatte, bekleidete ihn mit der Alba, warf ihm die Kasula und Stola um, setzte ihm dazu eine Mitra oder Bischofsmütze auf und gab ihm den Krummstab in die Hand, so daß er wirklich wie der heilige Nikolaus aussah und befahl ihm, sich still zu verhalten. Wie darauf der Offizier eintrat und den Burschen suchen wollte, erblickte er selbstverständlich gleich den Heiligen und die Frau erzählte, daß sie heute diese Statue des heiligen Nikolaus gekauft habe, um nun alle Tage vor dem Heiligen ihre Gebete verrichten zu können. Diesmal lachte hingegen der Mann herzlich, als er diese Ausrede erfuhr, denn er erkannte auf den ersten Blick, wer dieser heilige

Nikolaus eigentlich ist, verriet aber davon nichts, sondern meinte nur zu seinem Weibe, daß es ihm wohl lieber wäre, wenn sie die Statue noch heute dem Kloster schenken würde, um die Sünden, die sie beide auf dem Gewissen hätten, durch diese Schenkung einigermaßen zu tilgen. Und zur nicht geringen Befriedigung des Gatten, sowie zum lebhaftesten Bedauern der Frau, welche sah, daß ihr Manöver mißglückt war, kamen auch schon einige Zeit danach die Nonnen und trugen unter feierlichen Zeremonien den Heiligen in die Kapelle ihres Heims.

Ach, was waren das für schreckliche Stunden, die des armen Teufels von nun an harrten! Auf ein hohes Postament gestellt, in Weihrauch fast erstickt, mußte er den ganzen Tag über unbeweglich stehen, umgeben von laut betenden Nonnen, die einen Gedanken an Flucht nicht aufkommen ließen, während er wieder des Nachts, wo es endlich stille geworden war, nicht entfliehen konnte, weil das Tor des Gotteshauses versperrt war. Er glaubte infolgedessen vor Hunger und Durst fast umkommen zu müssen und verzweifelte überhaupt bereits an seiner Befreiung, zumal er nur zu erwarten hatte, daß am nächsten Morgen gleich wieder die Nonnen erscheinen und ihn den ganzen lieben Tag hindurch als heiligen Nikolaus verehren würden.

Allein, es kam zu seinem Glücke anders als er gedacht hatte. Am nächsten Tage war nämlich als erster Besucher der Schornsteinfeger der Stadt ins Kirchlein getreten, der mit seinem Lose sehr unzufrieden war und deshalb fast jeden Tag, bevor er seinem „hohen" Berufe nachging, die Heiligen anzurufen pflegte, um sich von ihnen Glück zu erbitten. Diesmal wendete er

sich nun, als er den neuen Heiligen erblickte, an diesen und hoffte, da die anderen Heiligen des Gotteshauses ihn bisher im Stiche gelassen, von ihm die Erfüllung seiner Herzenswünsche. „O heiliger Nikolaus," rief er aus, indem er sich vor dem armen, gequälten Soldaten in die Knie warf und die Hände gefaltet emporhob, „o heiliger Nikolaus, wenn Du mich heute auch zum erstenmale siehst, so werde ich Dir doch bald hinreichend bekannt sein. Frage nur die übrigen Heiligen des Herrn hier, die schon früher in dieser Kirche waren und sie werden Dir sagen, daß ich der fromme Schornsteinfeger der Stadt bin, der so fleißig betet, daß er es wohl verdienen würde, wenn sämtliche Heilige bei Gott für ihn Fürbitte einlegten, damit sein Los endlich einmal ein anderes werde. Denn siehe, lieber heiliger Nikolaus, ich bin sehr unzufrieden mit meinem Schicksal und Beruf und möchte auch einmal das Glück genießen, nichts arbeiten zu dürfen. Du selbst und alle Heiligen werden ja sagen können, wie gut es ist, wenn man die saure Pflicht der täglichen Arbeit los ist. Ach, wäre ich doch so ein Heiliger geworden wie Du oder könnte ich wenigstens nur einen einzigen Tag an Deiner Stelle sein, so würde ich mich bereits glücklich schätzen und meinem Berufe dann gewiß umso lieber wieder nachgehen." Diese Rede kam nun dem gemarterten Menschen da oben sehr gelegen und er frohlockte innerlich, daß seine Erlösung gekommen war. Lächelnd antwortete er darum dem Schornsteinfeger: „Wenn Du das willst, kann Dir leicht geholfen werden. Ich bin gerne bereit, mit Dir meine Rolle nicht nur für einen Tag, sondern selbst für alle Ewigkeit zu tauschen und bitte Dich nur, mich so schnell wie möglich abzulösen." Sprachs

und stieg zu dem anfangs zwar erstaunten, dann aber hocherfreuten Schornsteinfeger herab, der, in der Einbildung, wirklich an die Stelle des Heiligen treten und nichts mehr arbeiten zu dürfen, freudigst das russige Gewand ablegte, in das Kleid des Bischofs schlüpfte und sich aufs Postament stellte, wogegen der Soldat sich alsbald als Schornsteinfeger vom neuen Heiligen bestens empfahl, seine schwarze Leiter nahm und auf diese Weise ungehindert aus dem Gotteshause ins Freie gelangen konnte.

Doch o Schrecken! Kaum ist er draußen, marschiert seine Kompagnie mit seinem Vorgesetzten, dem Leutnant, an der Spitze vorüber. Was, um Himmelswillen, mochte er nur schnell tun, um nicht bemerkt zu werden? Aber es war bereits zu spät, denn der Leutnant hatte eben hingesehen, als er um eine Straßenecke kam, und ihn erblickt. Der Soldat glaubte demnach, um nicht etwa als Deserteur behandelt zu werden und vielleicht gar die Todesstrafe zu erleiden, sich unverzüglich in seine Kompagnie zurückbegeben zu müssen und sprang somit schnell in seine Doppelreihe ein, indem er gleichzeitig die Schornsteinleiter wie ein Gewehr schulterte und stramm mitzumarschieren begann. Was war das jetzt für ein helles Gelächter, das da losbrach, als die anderen Soldaten ihren Kameraden in einem solchen Aufzuge wiedersahen! Doch als das Merkwürdigste an der ganzen Sache erschien ihnen, daß niemand wußte, wie der ehemalige Pfeifendeckel dazukam, auf so wunderliche Art, nachdem man ihn bereits seit längerer Zeit vermißt hatte, sich wieder sehen zu lassen. Nur der Leutnant, der freilich auch einen Augenblick lang lachen mußte, als er den schwarzen

Helden so stramm mit seiner Leiter marschieren sah, konnte sich dies alles zum größten Teil erklären, wiewohl er nicht gerade sehr erbaut war, den Bevorzugten seiner Frau, den los zu sein er sich bereits gefreut hatte, wieder in seiner Kompagnie zu finden.

Ob er jedoch von neuem dem Spiel der beiden ruhig zusehen und den Diener abermals unter seinen alten Mänteln im Kasten gesucht hat, ohne ihn zu finden, das wird sich nun wohl jeder selbst, wenn er erfährt, daß der Leutnant keineswegs ein großer Kriegsheld, dafür aber ein umso größerer Pantoffelheld war, ohne viel Mühe sagen können.

73.

Der Lockvogel.

In Wien wurde einem Bürger, der Wache stand, befohlen, darauf zu sehen, daß der Ort, wo er stand, nicht verunreinigt werde. Unglücklicherweise kommt es dem guten Manne plötzlich so nahe, daß er sich keinen anderen Rat weiß, als die Hose herunterzuziehen. — Kaum ist er jedoch fertig, da kommt auch schon ein junger Mann, den ein ähnliches Bedürfnis nötigt, an denselben Ort, weil er den Platz schon verunreinigt sieht, seine Hose aufzumachen. Wie dies der Bürger sieht, packt er ihn natürlich sogleich, um ihn zu arretieren und Strafgeld abzufordern. Der junge Mann hingegen antwortet: „Ich werde doch auch noch hiehermachen können, wenn schon ein Haufen daliegt.“ — „Ach was“, versetzt darauf der Bürger, „siehst Du denn nicht, daß das nicht hergeschissen heißt, sondern bloß ein Lockvogel ist?“

74.

Die Lieblingsspeise.

In einer Gesellschaft wurde davon gesprochen, was jeder am liebsten esse. Da sagte unter anderm, nachdem sich bereits mehrere geäußert hatten, auch ein Fräulein: „Mich kann man mit ein paar Eiern hinlocken, wohin man nur will.“

75.

Der Schieber.

Ein Fräulein kann den Schieber in einen Schreibtisch nicht hineinbringen. Ihre Mutter, die ihre unnützen Bemühungen sieht, sagt deshalb zu ihr: „Laß das doch gehn, Kind! Gib lieber dem Hofmeister ein gutes Wort und er tut ihn Dir gewiß gerne hinein.“

76.

Auch eine Entschuldigung.

Zwei Freunde begegnen sich auf der Straße und der eine macht dem andern Vorwürfe, warum er nicht gestern zur Kegelpartie gekommen sei. Jener entschuldigt sich aber damit, daß er seiner Familie entgegenreiten mußte. „Wie Teufel,“ ruft der zweite ganz erstaunt aus, „ist dies denn möglich? Du hast ja nie reiten können.“ — „So ist es auch nicht gemeint“, lautet die Antwort, „sondern ich habe nur meine schwangere Frau gevögelt.“

77.

Die gesponnene Wolle.

Ein Bettelmönch übernachtete einst bei einer Bauernfamilie, die fürchterlich farzte. Endlich fragte der Mönch, dem die Sache schon zu bunt wurde: „Was macht Ihr denn da immer, Ihr Säue?“ — „Wir spinnen“, war die Antwort. — Am Morgen, bevor er aufstand, schiß er nun einen großen Haufen in das Bett und sagte, indem er sich gleichzeitig beim Wirt verabschiedete: „Lieber Bauer, seid nicht böse, ich habe hier eben nur aufgewickelt, was Ihr in der Nacht gesponnen.“

78.

Am Maskenball.

Eine junge, schöne Dame ging auf einen Maskenball als Offizier verkleidet und wurde auch von jedermann als solcher gehalten. Nur ein Graf, dem diese Maske sehr auffiel, kam hinter das Geheimnis und verfolgte sie unausgesetzt. Endlich sprach er sie mit den Worten an: „Schöne Maske, ich kenne Sie! Deshalb dürfte es auch gestattet sein, wenn ich an Sie gleich eine Frage richte.“ — „Sprechen Sie immerzu“, antwortete sie. — „Nun, dann möchte ich Sie bitten, ob Sie nicht meinen kleinen Bruder[1]) in Ihre Leibkompagnie aufnehmen möchten?“ fragte der Graf. — „Warum nicht?“ erwiderte die Dame. „Wenn er das nötige Maß hat — ja!“

[1]) Bruder als Bezeichnung für penis wird beinahe ebenso oft gebraucht wie Schwesterlein oder Töchterlein für vulva.

79.
Die Aufklärung.

Ein Prediger unterrichtete die Dorfjugend und kam dabei auch unter manchen andern auf die Teile und Glieder des menschlichen Körpers zu sprechen. Eine Dirne unterbrach ihn und fragte, da sie mit den bisherigen Erklärungen unzufrieden war: „Herr Pfarrer, was ist denn das, was ich zwischen meinen Beinen habe?“ — „Dies ist die Freudenlampe des Lebens“, entgegnete dieser. „Ach ja, Herr Pastor, jetzt verstehe ich das Ding“, versetzte nun ganz befriedigt das Mädchen. „Darum hat mir auch unser Martin einen Docht hineingezogen, daß das Öl weit herumgespritzt ist.“

80.
Im Hotel.

Von der Reise ermattet kehrte einmal ein Herr gegen acht Uhr abends in den Gasthof einer kleinen Stadt ein. Weil er jedoch nicht gleich schlafen gehen wollte, ließ er sich vom Zimmerkellner Verschiedenes erzählen, der ihm auch mitteilte, daß gleich neben ihm ein neuvermähltes Paar abgestiegen sei und sich eben jetzt ins Theater begeben habe. — Kurz nachdem sich aber der Herr zu Bette begeben hatte, kam auch das Pärchen aus dem Theater nach Hause. Und nun entspann sich ein Zwiegespräch, das der Herr durch die dünne Scheidewand natürlich ganz deutlich verstehen konnte. Zunächst hörte er hie und da den Schall eines Kusses und die seufzend hingehauchten Worte: „Mein teurer Ferdinand!“ — „Meine süße Amalie!“ Dann konnte man vernehmen, wie das Pärchen sich zu Bette

legte und plötzlich die Stimme des Mannes ertönte: „Aber, Amalie, süße Amalie, so mache doch die Füße besser auf." Worauf sie antwortete: „Ach, lieber Ferdinand, ich schäme mich ja, was willst Du denn mit mir machen?" — Pause. — Er: „Nun, liebes Kind, ich bitte Dich um Gotteswillen, so mache doch die Füße besser auf." — Sie: „Aber ich ka — a — a — nn ja nicht." Er: „Doch, Amalie, Du siehst ja, wie ich mich abmartere. Höre doch auf mich und mache Deine Füße besser auf." Sie: „Aber, wie soll ich es denn dann machen?" — Der Herr, dem dieses nun bereits zu bunt wurde, klopfte an die Scheidetüre und rief zornig hinüber: „Nun denn, Fräulein Amalie, so machen Sie doch in drei Teufels Namen Ihre Füße besser auf, damit ich endlich einmal zum Schlafen kommen kann."

81.

Der Vorwurf.

Ein Mann, der bei einem Mädchen war, aber den Schwanz trotz aller Bemühungen nicht zum Stehen brachte und deshalb nicht vögeln konnte, sagt hierauf, als er ihn bei Verrichtung seiner Notdurft herausnimmt, ganz vorwurfsvoll zu ihm: „Du bist mir schon der Rechte! Nicht wahr, ich kann für Dich gleich fünf Stunden und noch länger stehn, aber Du willst für mich nicht fünf Minuten stehn?!"

II.

Verschiedene Erotica.

1.

Der erste Stich.

Wie, wann und wo fing Adam an zu denken,
Die Genialität seines Leibes in etwas zu versenken?
Er war der erste und einzige Mensch auf Erden
Und Lehrling muß ein jeder sein, der einst will Meister werden.
Wer gab ihm, saget, Unterricht im wonnevollen Lieben,
Wer lernte ihm das Trinken, wer das Stoßen, Schieben,
Wer zeigte ihm den dunklen Pfad, der hin zum Weinberg leitet?
Wer gab ihm weiters drauf den Rat, wie man auf Weibern reitet?
Der Zufall war sein Lehrer! Ja, wieso? Ich will's erklären,
Doch bitt' ich, bei dem Vortrag mich durch Fragen nicht zu stören.
Als Adam, das Geschöpf aus Kot, mit Kopf und Fuß und Hand,
Als ein vollendetes Menschenkind im Paradiese stand
Und sich an Bäumen, Tieren, Wald hinlänglich sattgesehn,
Langweilte er sich jämmerlich und mußte schlafen gehn.
Und wie er schlief, da nahm der Herr 'ne Rippe aus seinem Leib

Und machte aus dem Knochenstück ein schönes,
fleischiges Weib.
Daher sollten alle Frauen den Männern dankbar sein für
immer,
Denn es gäb' ja ohne Adams Rippe keine Frauen-
zimmer.
Es stand, als Adam aufgewacht und gähnend um sich sah,
In puris naturalis Frau Eva vor ihm da
Wie Alabaster war ihr Leib, die Brüste, die Schultern, der
Nacken,
Die Waden und ihre Lenden, auch die so molligen Hinter-
backen;
Die schönste Jungfernrose schminkte ihr die Wangen
Und ihre Lippen sah man wie herrlichstes Carmin er-
prangen.
Die Farbe zu den Augen gab das Vergißmeinnicht,
Den Glanz dazu erborgte sie sich vom schönsten Sternen-
licht;
Zwei Erdbeeren auf ihren schönen runden Brüsten
Luden freundlichst ein zu süßen Wonnelüsten.
Und auf dem Fleck, den später sie mit Feigenblättern
deckte,
Stand stolz ein schwarzer krauser Wald, der stille Sinne
weckte.
Ein schmaler roter Streifen darin als Straße sich markierte,
Der, wie es augenblicklich schien, zu einer Grotte führte.
Herr Adam riß die Augen auf, sprang freudig in die Höh'
Und fing sich an zu schütteln, als bissen ihn die Flöh',
Durch alle seine Glieder ging ein Brennen und ein Prickeln,
So daß er wie besessen griff nach Evas Erdbeerzipfeln.
„Wie sonderbar, wie seltsam", rief exaltiert nun er.
„Ich bin ganz flach da oben, Du hast mehr!" —

„Ja", sagte Eva und ergriff ein welkes länglich Ding,
Ein Stückchen Fleisch, das Adam schlaff am Leibe hing,
„Hier unten hast Du wieder mehr, das ist ja kurios!"
Da steckte Adam ganz geschwind die Hand in Evas Schoß
Und sagt: „I, das kann nicht sein, Du wirst es auch wohl haben,
Nur ist's vielleicht bei Dir, mein Kind, nach hinten zu vergraben".
Er wühlte an dem Durchschnitt ihr und fand ein Höhlein da,
Doch wußt' er, da nichts Längliches er fand, nicht, wie es ihm geschah
Von diesem Krippel-Krappelspiel[1]). Und in Frau Evas Hand
Schwoll Adams Fleisch gar mächtig an, daß hoch es vor ihm stand.
Drob freut sich Eva inniglich und der Herr Adam streicht
In einemfort den Durchschnitt ihr; da ward derselbe feucht.
Die beiden riefen: „Nein, wie schön, wie wunderbar ist das!"
Und drückten sich und warfen sich hinein ins grüne Gras;
Da kugelten sie sich wild herum wohl eine schöne Stunde,
Neckten, streckten und leckten sich, wie zwei junge Hunde.
Dabei ward hart wie Stahl das Fleisch, das ihm am corpus prangte
Und wonach Frau Eva unschuldsvoll mit beiden Händen langte.
Zwischen ihre Füße sich dann Herr Adam hineinlegte,
Der nun auf ihrem Körper stracks sich hin- und herbewegte.
Doch da er nicht den Eingang sofort zur Venus traf,

Seufzte Eva hundertmal: „Ach, Adam, Du bist ein Schaf".
Sie meinte, daß bei diesem Spiel es müsse anders sein,
Doch ging aus Unerfahrenheit das Rechte ihr nicht ein.
— — Hoch oben aus den Wolken sah der Schöpfer auf
diese Zucht
Und dachte: „Böser Same bringt auch böse Frucht!
Wenn meine Engel diese Menschenkinder sehn,
Verlangen alle sicherlich hinab zur Eva zu gehn".
Er sprach daher zum Gabriel: „Nimm schnell ein
Kohlenbecken
Und mache damit recht viel Dampf, den Frevel zu verdecken,
Damit meine Engel nicht begehren, hinunterzugehn zu ihr,
Denn Adam tobt so toll herum wie ein junger Stier."
Der Erzengel macht ein Feuer an, wirft Kohlen in das
Becken,
Schaut neugierig herab dabei, wie die zwei sich unten
strecken.
Da fällt ein Stückchen Kohle heiß gerade auf Adams
Rücken,
Wie er mit seinem steifen Fleisch Frau Eva wollt' beglücken.
Er brüllt vor Schmerz, fällt ihr in den Schoß, steckt ihn hinein mit Wut,
Worauf Frau Eva seufzend stöhnt: „So, Adam, so ist's
gut!"
Das war der große Augenblick, der Licht bracht' in die
Sache:
Durch eine Kohle glühend heiß entstand die erste
Menschenmache.
Jetzt fallen keine Kohlen mehr, so was kommt nicht mehr
vor,

Man findet heutzutage ohne Kohlen ein stets frei offenes Tor!

[1]) Zu krabbeln, herumsuchen. Krippel-Krappelspiel = Herumsucherei. Vgl. das judendeutsche Tapperles (zutappen), an den Geschlechtsorganen der Frau spielen.

2.

Die Brautwerbung.

In einem Dorfe war ein Bauer namens Michael, der in der Gemeinde als gemütlicher und gescheiter Mann bekannt war, daher ihn auch mancher seiner Nachbarn um Rat fragte und er auch jedem mit Rat und Tat zu helfen stets sich angelegen sein ließ. Er hatte indessen in seiner Rede die üble Gewohnheit, bei jedem dritten oder vierten Wort das Sprichwort „unten und oben" zu gebrauchen. Sein Nachbar Hans, der heiraten wollte, teilte ihm nun diese Absicht eines Tages mit, indem er sagte: „Michel, du als gescheiter Mensch kannst gut reden, geh zum Sternbauer und mach mir eine Brautwerbung; ich möchte gerne die Tochter Kati heiraten." Der Michel fühlte sich geschmeichelt und ging zum Sternbauer, der Daniel hieß. Nach kurzen Komplimenten fing er seine Brautwerbung folgendermaßen an:

„Hochedler Herr Daniel unten und oben! Da nun einmal mein Nachbar Hans, der Tugendhafte, unten und oben sich entschlossen hat, kein Junggeselle mehr zu bleiben und in den heiligen Ehestand unten und oben zu treten, auch seine Absicht bloß auf die Jungfer Kati unten und oben gerichtet hat, so hat er mir aufgetragen, Euch dies unten und oben zu melden. Was die Person des Hans selbst betrifft, ist er ohnehin der Jungfer

Kati oben und unten bekannt und ich glaube, daß sie an ihm unten und oben nichts auszustellen haben wird. Was seine Wirtschaft anbetrifft, so ist er unten und oben das einzige Kind unten und oben seiner Eltern. Und da sein Vater unten und oben bereits schwach geworden ist, übergibt er jetzt unten und oben die Wirtschaft dem Hans. Betreffs des Heiratsgutes ist er willens, der Kati alle seine Güter unten und oben zu verheiraten. Was aber die beweglichen Güter anbelangt, so sollen sie unten und oben gemeinsam miteinander benützt werden. Übrigens verspricht der Hans feierlich unten und oben die Jungfrau zu lieben, ihr unten und oben treu zu sein, sie unten und oben gut zu behandeln und unten und oben ein guter Mann zu sein. Und ist Euch das unten und oben recht, so bitte ich unten und oben um eine Antwort."

Antwort des Daniel.

Der Bauer Daniel, auch ein grundgescheiter Mann, hatte ebenfalls nur die eine üble Gewohnheit, beim Reden das Sprichwort „hinten und vorn" im Munde zu führen. Als er nun die Kati fragte, ob sie den Hans zum Manne haben wollte und sie ja sagte, antwortete er dem Brautwerber Michel mit folgenden Worten: „Wohledler hinten und vorn tugendhafter Michel! Wie ich aus Eurem Reden hinten und vorn vernommen hab, will ich auch demgemäß so tun und dem Hans die Kati hinten und vorn zum Weibe geben, indem sie auch hinten und vorn die älteste meiner Töchter ist und der Hans hinten und vorn die Absicht hat, so soll er sie denn in Gottes Namen hinten und vorn zum Weibe haben. Und was ihre Person hinten und vorn anbelangt, wird sie wohl dem Hans hinten und vorn bekannt sein. Auch wird

er sie mit der Zeit hinten und vorn noch besser kennen lernen. Was das Heiratsgut betrifft, so bringt sie ihr Mütterliches hinten und vorn gleich mit. Ihr Väterliches aber, das hinten und vorn aus einem Feld besteht, bekommt sie jetzt nur zur Hälfte, aber nach dem Tode des Vaters das Ganze. Übrigens ist die Kati hinten und vorn gut beinander, hinten und vorn brav und hinten und vorn sehr wirtschaftlich und verspricht, dem Bräutigam recht treu hinten und vorn zu sein, so lange ihre Augen hinten und vorn offen sind. Ist Euch das alles, was ich jetzt gesagt habe, mein lieber Nachbar Michel unten und oben, hinten und vorn angenehm, so sollen sich die Zeugen hinten und vorn unterschreiben und das Brautpaar soll hinten und vorn recht glücklich sein!"

3.
Einige Fragen.

Wer ist genügsamer, die Frau oder der Mann?

Die Frau, da sie oft mit einem Stück Fleisch zufrieden ist, das der Mann stehen läßt.

Was für ein Unterschied besteht zwischen einer Feder und dem Stier?

Spritzt der Stier, so wird's ein Kalb; spritzt die Feder, so wird es eine Sau.

Wer hat zuerst ins Meer geschissen?

Der Arsch.

Was ist eine militärische Unmöglichkeit?

Ein ärarisches Hemd anscheissen, weil es zu kurz ist.

Ist Ihr Onkel verheiratet? fragte man einen jungen Mann.

Nein! Er ist ein Kuckuck und legt seine Eier in fremde Nester.

4.

Ein seliger Augenblick.

Aber das ist doch eine Verwegenheit, werden Sie gleich gehen, wie können Sie von mir einen Kuß verlangen? Sie wollen mir gar unter die Schürze greifen und an meinem Ding spielen? Hören Sie, lassen Sie mich doch gehen oder ich schreie um Hilfe! Nun, was soll denn hier das Drücken, werden Sie gleich Ihre Hand wegtun! Ich glaube gar — mein Gott, Sie wollen — Sie heben mir gar die Röcke in die Höhe. Ich sage es Ihnen zum letztenmal, ich schreie um Hilfe! Sie Unverschämter, was haben Sie nur immer mit Ihren Fingern dabei zu tun; Sie kitzeln mich ja so stark! Ich bitte Sie, wenn die Mutter kommt! Sie wollen mich gar aufs Bett legen? Lassen Sie mich doch vorher die Vorhänge herunterziehen und die Türe schließen. Schämen Sie sich nicht, mich zu entblößen! Ach und wie schwer Sie sich dabei auf mich legen! Was stecken Sie doch so warm hinein? Au weh, er ist gar zu groß; ach Gott, mir wird alles zu eng! Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich los! Wie das heiße Ding aber nur kitzelt. Ach welches Entzücken, ach welche Wollust; ich bitte Sie, stoßen Sie nur besser hinein! So, so, ach, o — der Atem wird mir gar zu kurz, ich kann es nicht mehr aushalten. Ihre Haare kitzeln mich aber sonderbar auf meinem Bauch. Wo ist nur mein weißes Sack-

tuch, damit ich Ihre zarte Spritzstange abwischen kann. Himmel, was soll denn das jetzt bedeuten? In meiner Kleinen fängt es selbst an zu spritzen und zu zucken. Sie stoßen zu stark, ich liege etwas zu tief. Warten Sie, ich hole einen Polster zum unterlegen. Wie das zuckt! Ein seliger Augenblick! Welcher Genuß! Stoßen Sie noch besser! So, so. So ist es gut. Welches Entzücken! Aber was heißt das heiße Spritzen? Wie gut das nur tut! Wie angenehm wohl eine süße Weile! Jetzt aber hören Sie auf, ich kanns nicht mehr aushalten. Ach Gott, machen Sie mir nur kein Kind, sonst ist es um alles geschehn! Ach, welch ein guter Genuß doch, ich kann gar nicht mehr sprechen vor Beängstigung. Tun Sie ihn doch heraus! Ach, wie schade, ich war wirklich so glücklich! Aber ich bin ja ganz naß, das läuft mir ja über die Schenkel herab; wo ist denn mein weißes Sacktuch, damit ich mich abwischen kann! Lassen Sie mich Sie umarmen und küssen und besuchen Sie mich recht oft und recht bald, denn es war die schönste Stunde meines Lebens. — Aber Herr, sehen Sie hier den Blutflecken in meinem Hemd? Sie haben mich um meine Jungfraunschaft gebracht und jetzt müssen Sie mich heiraten. O, ich, es kitzelt mich schon wieder! Machen Sie es mir noch einmal, aber von hinten, ich werde mich bücken und die Kleider aufheben. Wo haben Sie Ihre Spritzstange? Lassen Sie mich jetzt noch daran spielen, daß er wieder steif wird. So, jetzt werde ich ihn selber hineinstecken. Das tut aber wirklich sehr wohl; stoßen Sie doch besser, bitte; ich werde auch stoßen helfen. Welch ein Genuß! O süße Weile! Wenn nur die Mutter recht lange ausbleiben möchte. Ich glaube, es kommt mir schon

wieder und Ihnen auch, nicht wahr? Stoßen Sie jetzt geschwinder, daß Sie fertig werden, denn ich höre die Mutter schon kommen. Jetzt ist es also geschehen. Warten Sie, jetzt muß ich Ihnen doch die Spritzstange abwischen. So, jetzt gehen Sie die hintere Tür hinaus und kommen Sie recht bald wieder, aber gewiß recht bald, bald! Die Mutter klopft soeben, leben Sie wohl! Auf ein baldiges Wiedersehen!

5.

Die Brautnacht.

Liebste Freundin!

Soeben erhielt ich Dein liebes Schreiben, in welchem Du mir zu meiner Vermählung gratulierst. Ich danke Dir bestens und beeile mich, Deinem Wunsche zu entsprechen, Dir einige Details aus meiner Brautnacht zu schildern. Um zehn Uhr abends, als sich die Hochzeitsgesellschaft noch gut unterhielt, zog ich mich in mein Schlafgemach zurück. Ich hatte an dem wüsten Treiben und Wüten genug und dachte über die kommenden Ereignisse nach. Ich entkleidete mich langsam bis aufs Hemd, stellte mich vor den Spiegel und staunte das Bild an, das mir entgegensah: fürwahr, ich wußte früher gar nicht, wie reizend ich bin. Das Hemd schmiegte sich sanft an meinen Körper und ließ die Fülle eines schwebenden Busens deutlich hervortreten. Rasch kroch ich ins Bett und wartete klopfenden Herzens auf meinen Mann. Er kam, näherte sich meinem Bette, erfaßte meine Hand, küßte sie heiß und glühend, dann entkleidete er sich schnell und legte sich zu mir. Seine Berührung machte mich erschauern.

Er legte seine Hand auf meinen Busen, drückte ihn sanft, worauf er langsam abwärts fuhr. Das Wonnegefühl übermannte mich, ich schloß die Augen und hingebungsvoll öffnete ich meine Schenkel, um ihn dem Ziele seiner heißen Sehnsucht näher zu bringen. Ich war meiner Sinne beraubt und keiner Bewegung fähig. Nun nahm er meine Hand und führte sie zwischen seine Füße. Überwältigt von Glück und Wonne griff ich nach seinem Gliede. O liebe Mizzi, wie soll ich meine Gefühle schildern? Sollte ich es für möglich halten, daß dieser harte, glühende Liebespfeil in mich eindringen werde? Als ich ihn in meiner Hand einigemal hin- und herbewegte und drückte, fühlte ich, daß er noch stärker anschwoll. Im Nu hatte sich mein Mann auf mich geschwungen, ich öffnete meine Schenkel, ein heftiger Schmerz — und ich fühlte, wie der glühende Gegenstand in meine von Haaren umrahmte Grotte eindrang. Mein Mann fing wieder mit meinem Busen zu spielen an, kitzelte mir mit dem Finger das kleine Etwas, das aus meinen Schamlippen herausragte und angeschwollen war. Meine Begierde war erwacht. Im Augenblick begann der Liebeskampf wieder und ich fühlte sein heißes Ding in mich eindringen, immer tiefer und tiefer. Das Gefühl der Wonne und die Begierde ließen mich den Schmerz vergessen; es war mir ein himmlisches Gefühl, als er so keuchend auf mir hin- und herrutschte. Immer schneller wurden seine Stöße, immer wilder und heftiger meine Begierde. Ich umklammerte ihn jetzt und drückte ihn mit süßer Gewalt an mich. Ich hob den Unterkörper bei jedem Stoß, um das süße Glied tiefer eindringen zu lassen. Auf einmal ein glühender Strom, der mir die Besinnung

raubte! Meine Augen schlossen sich, ich überließ mich ganz dem beseligenden Gefühle, welches auch meinen Mann zu befriedigen schien. Während des Liebeskampfes hatte mir mein Mann trotz meines Sträubens sogar die letzte Hülle, das Hemd, abgestreift. Willenlos und ermattet fiel ich bald in tiefen Schlummer.

Als ich erwachte und einen Blick auf meinen Mann warf, sah ich, daß auch er eingeschlummert war. Ich konnte meine heimliche Begierde, die von neuem in mir aufstieg, nicht bemeistern und kurz entschlossen rückte ich zu meinem Gatten näher hin, lüftete ganz langsam die Decke, um das wunderbare Glied, das mir solches Entzücken bereitet, zu sehen. Liebe Mizzi! Du kannst Dir mein Erstaunen vorstellen, als ich statt eines langen, steifen Körpers ein ganz kleines, unscheinbares, schlaff herunterhängendes Ding sah. Ich traute meinen Augen kaum! Das sollte also der gefürchtete und von uns Frauen doch so heißersehnte Pfeil Amors sein? Von Neugierde ergriffen, nahm ich ihn in die Hand und siehe — — kaum hatte ich ihn in meine hohle Hand genommen, den süßen Wicht, als er sich zu regen begann und immer größer und steifer wurde, bis er so groß wie gestern war, da ich ihn so bewundert hatte. Von der Berührung war aber mittlerweile auch mein Mann erwacht und das Spiel der Liebe begann von neuem. Nun denn, liebe Freundin, Du siehst zum Schlusse, welche Genüsse die so viel geschmähte Ehe bietet; darum rate ich Dir, heirate nur sehr bald. Es wird Dich nicht reuen.

Mit herzlichem Gruß

Deine treue Freundin Elsa.

6.
Zwei Fragen.

„Wie geht's, Alte?" fragte jemand eine Abortfrau.

„Schlecht, junger Herr. Für's Brunzen gibt kein Mensch etwas und vom Scheißen allein kann man nicht leben."

Welcher Unterschied ist zwischen einer Rose und dem Arsch einer alten Frau?

Man muß daran riechen, dann weiß man's!

7.
Die Erschaffung der Jungfrau.

An der Erschaffung und Ausbildung einer Jungfrau arbeiteten sieben Professionisten: ein Müller, ein Zimmermann, ein Schneider, ein Schlosser, ein Fleischhauer, ein Kürschner und ein Tischler. Es fragt sich vor allem, wer von diesen das Meisterstück gemacht hat.

Der Müller vielleicht? — Nein, denn er hat die Mühle gebaut, daß er das Wasser nicht aufhalten kann und es dort immer naß ist: Sommer, Winter, Tag und Nacht.

Der Zimmermann vielleicht? — Nein, weil er das Lusthaus gleich neben das Scheißhaus baute.

Der Schneider auch nicht. Warum? — Er hat nämlich vergessen, an der Falte zwischen den Füßen den Knopf anzunähen, infolgedessen das Loch immer größer wird.

Der Schlosser auch nicht. Weshalb? — Weil er das Schloß so gemacht hat, daß jeder Schlüssel hineinpaßt.

Dann vielleicht der Fleischhauer? — Nein; denn er hat schlecht eingesalzen, weil sie immer stinkt.

Aber doch der Kürschner? — Nein; da die Frauen die Unbequemlichkeit haben, den Pelz Sommer und Winter zu tragen.

Aber möglicherweise der Tischler? — Ja, der Tischler, der hat das Meisterstück gemacht! Er hat es so fein gehobelt, daß man wetzen[1]) kann wie man will, ohne sich einen Schiefer[2]) einzuziehen.

[1]) coire. [2]) Schiefer, im bayrisch-österr. Dialekt gewöhnlich für Span gebraucht.

8.

Neue kalte Bauernregeln.

Jänner.

Vögelt der Bauer zu Heilig-Dreikönig,
So wackelt die Bäurin mit dem Hintern nicht wenig.
Nimmt sie dabei auf und wird was d'raus,
So schüttet sie sicher vor Michäli[1]) noch aus.

Februar.

Ists im Februar naß und kalt,
So fick im Bett und nicht im Wald,
Denn es würde dich doch genieren,
Wenn dir im Loch der Schwanz tät gfrieren.

März.

Hast du Schanker beim Märzenschnee,
So schreist du beim Brunzen: O jemine!
Doch am meisten wirst du Trübsal blasen,
Siehst du am Felde rammeln[2]) die Hasen.

April.

Ein Tripper beim Bauern im Monat April
Ist zuwider, wenn er vögeln will.

Soll es denn sein ohne Pardon,
So muß er ihn stecken in einen Kautschukballon.

Variante:

Hat man Tripper im April,
So ist man froh, wenn die Frau nicht ficken will.
Doch besteht sie darauf, so gehst du davon
Und kaufst irgendwo Gummi-Coton.

Mai.

Wenn es wird warm und trocken im Mai
Beginnt in Feld und Wald die Vögelei.
Nur ist es sehr unangenehm und bitter,
Wenn dazu überraschend kommt ein Gewitter.

Juni.

Wenn im Juni gelb wird die Ähre,
So fick darin der Kreuz und Quere,
Fick drauf los von vorn und hinten,
Doch laß dich dabei vom Hüter nicht finden.

Variante:

Wenn im Juni gelb wird die Ähre.
Reiset ins Bad die Sekundäre[3]),
Nützt ihr aber nichts diese Kur,
Kommt sie venerischer wieder retour.

Juli.

Ist's im Juli recht trocken und heiß,
So kommt man beim Ficken sehr oft in Schweiß.
Und steht er dir dennoch, so wasche ihn kalt,
Bis er dir runzelig wird und fallt.

Variante:

Ist es im Juli erdrückend heiß,
Kommst du beim Ficken in Schweiß.
Besser ist, du läßt von freundlichen Mitzeln[4])
Im kühlen Schatten am Schwanz dich kitzeln.

August.

Stinkt die Fotz bei der Hitz im August,
So fick ins Maul oder zwischen die Brust,
Ist die Brust zu hart oder das Maul zu klein,
So fickst du am besten in's Arschloch hinein.

September.

Wann die Weichsel reift im September,
So ficken die Deutschen, Böhm und Wender[5]),
Ausnahmen machen die Heiden, Buddhisten,
Die Puseranten und Onanisten.

Variante:

Wenn der Wein reift im September,
Fickt Deutscher, Böhm und Magyarember,
Ausnahme machen bei Jud oder Christ
Der Kastrat, Puserant oder Onanist.

Oktober.

Wenns dich im Oktober beim Brunzen recht brennt,
So hast du entschieden einen Tripper errennt.
Dann schaue nur nach schnell im Fremdenblatt,
Wo ein geheimer Doktor die Wohnung hat.

Variante:

Wenns im Oktober beim Brunzen dich brennt,
So hast du Tripper, Kreuzsakrament!
Am besten, du schaust ins Zeitungsblatt,
Wo Dr. Bloch[6]) seine Wohnung hat.

November.

Werden im November die Vogelbeeren reif,
So tust du gut, du schonst deinen Schweif,
Denn es rückt heran der Karneval,
Wo du ihn brauchst am Maskenball.

Dezember.

Gehst du zu einer Hur im Dezember, bedenk,
Der Schanker ist ein schlimmes Christgeschenk.
Du bist dann zu Neujahr venerisch und blöd,
Wenn dir beim Gratulieren die Nudel nicht steht.

Variante:

Gehst im Dezember zur Hur du, bedenk,
Daß Schanker ein schlechtes Christgeschenk.
Auch würde es niemals passen,
Beim Christbaum so etwas sehen zu lassen.

---

[1]) Michäli, der Tag des heiligen Michael, 29. September; [2]) coire; [3]) Gemeint ist eine Halbweltdame, welche mit sekundärer Syphilis behaftet ist; [4]) Mitzerl oder Mizzerl, Verkleinerung von Mizzi (= Maria), wird öfter als Rufname für eine öffentliche Dirne verwendet; [5]) Wender für Wenden, des Reimes wegen gebraucht; [6]) Ein bekannter Arzt für geheime Krankheiten in Wien.

9.

Bauern-Regeln (Variante).

Jänner.

Vögelt der Baua zu Heilig-Dreikönig,
So freut sich die Bäurin und wackelt mit dem Arsch
dabei nicht wenig.

Februar.

Ist es im Februar naß und kalt,
Vögelt man lieber im Zimmer als wie im Wald.

März.

Hast du den Tripper beim Märzenschnee,
Schreist du beim Brunzen: Ui, Ui, o weh!

April.

Hast du Tripper im Monat April,
Bist du froh, wenn deine Hur nicht vögeln will.

Mai.

Ist es recht warm und trocken im Mai,
Beginnt im Wald und Feld die Vögelei.

Juni.

Wenn im Juni gelb wird die Ähre,
So steht es nicht schlecht mit der Kindermehre.

Juli.

Ist es im Juli drückend heiß,
Kommst du beim Vögeln gewiß in Schweiß.

August.

Stinkt im Monat August die Fut,
Vögle lieber ins Maul und nicht in die Fut.

September.

Wenn der Wein reift im Monat September,
Vögelt Deutscher, Böhm und Slowener.

Oktober.

Wenns im Oktober beim Brunzen dich brennt,
Hast du Tripper, Kreuzsakrament!

November.

Wenn im November die Mispel wird reif,
So ist es am besten, man schneid' seinen Schweif.

Dezember.

Gehst du im Dezember zur Hur,
Ist der Schanker schlechte Bravour.

Register.

Inhaltsverzeichnis.

II. Verschiedene Erotica.



